

MODERER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 47.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. December 1857.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberg.

VII. Band.

Erklärung des Modenbildes.

Figur 1. Robe von malachitgrünem Taffet mit 5 Volants, deren jeder mit einem Linguettirtren oder ausgeschlagenen Falbelas befestigt ist (Falbelas Louis XVI.). Die Schöße des fest geschlossenen Leibchens sind mit einem eben solchen Falbelas verziert. Bretellen (Tragbänder) von grünem Bande fallen vorn in langen Enden herab. Die offenen, glockenförmigen Aermel sind oben mit einem Jockey (Ueberärmel) von Chantilly-Spitzen, und unten mit dem erwähnten Falbelas geschmückt. Pariser Kragen von gesticktem Mouffeline. Puff-Unterärmel von Mouffeline mit gesticktem Revers, welcher die Form einer Muskettier-Manschette hat. Goldnes Armband, aus drei starken verschlungenen Ketten gebildet. Hut von violetter Sammet, mit Chantilly-Spitzen und Veilchen garnirt, Bindebänder von venezianische Taffet.

Figur 2. Robe von holzfarbenem Taffet mit doppeltem Rod. Der oberste Rod hat eine Schürzen-Verzierung aus schmalen Falbelas Louis XVI. gebildet, welche mit Borten von holzfarbenem Sammet angefügt und zu beiden Seiten mit Schleifen von gleichfarbigem Atlas verziert sind. Der Saum des oberen Rodes ist ringsum mit einem ausgeschlagenen Falbelas Louis XVI. befestigt, der untere Rod ebenfalls. Die Garnitur des Leibchens steht ganz in Uebereinstimmung mit der des oberen Rodes, und ist aus Sammetborten, schmalen Falbelas und kleinen Bandschleifen lazarartig arrangirt. Die aus 5 Volants bestehenden Aermel sind gleichfalls der übrigen Verzierung des Kleides entsprechend garnirt. Spitzenkragen. Weiße Ballon-Unterärmel von Brillen-Tüll mit gepufftem Band aus purpurne und Schleißen in kaiserblauer Farbe. Hut von blauem Sammet, mit einem Kranz blauer Federn am Bavolet. Im Innern der Baste Kranz von Margarethenblümchen. Bindebänder von blauem Sammet. Burnous von schwarzem Sammet, Strohgelbe Handschuhe.

[2018]

Der Diamant.

1.

Im Jahre 1650 lebte zu Heilbronn im Königreich Württemberg ein Goldarbeiter Namens Heinrich Müller. Vor einem Jahr hatte er seine geliebte Frau, die Mutter seiner kleinen Bertha, verloren, und seit der Zeit wollte keine Freude mehr in's Herz des armen Mannes einkehren. Nur zuweilen, wenn

sein Auge auf das lächelnde Antlitz seines Töchterchens fiel, verklärte ein Freudenstrahl seine Züge wie ein stüchtiger Sonnenblick eine trübe Winterlandschaft. Das Kind war das einzige Band, welches Müller noch an die Erde fesselte, denn der Schmerz um die verlorne Gattin war so tief in seine Seele gedrungen, daß er oft den Muth zu leben verlor, und leidensmilde sich nach Ruhe sehnte. Doch seine Bertha mit dem reinen holden Kindergesichtchen mahnte den Verlassenen an das Glück der Vergangenheit, an die Pflicht der Gegenwart, stützte ihm Hoffnung ein für die Zukunft, und dieses heilige Dreigestirn goß Licht in die Nacht seiner Trübsal und gab ihm Muth, seine öde Strafe weiter zu wandern.

Ganz Heilbronn kannte, liebte und achtete Müller, und das mit Recht, denn es konnte keinen redlicheren Mann geben als ihn, und überdies stand er, was seinen Beruf betrifft, so weit über seinen Genossen, daß er neben diesen wie ein Künstler neben Handwerkern geschätzt ward. In der That gab es keinen reichen Bürger in der Stadt, keinen Edelmann in der Umgegend, welcher die Geschicklichkeit des redlichen Juweliers Heinrich Müller nicht schon in Anspruch genommen.

Demzufolge befand sich Müller in verhältnißmäßig guter Lage. Mit einer Art von Betrübnis dachte er bei der Arbeit nicht oft an den Wohlstand, den sein guter Erwerb ihm begründet, und den er nun nicht mit der Gattin theilen konnte, welche die treue Gefährtin seiner Armuth gewesen; doch wollte die Hand erschöpft niedersinken, wie gelähmt von dieser traurigen Wahrheit, so gab das Vatergefühl ihr neue Spannkraft, und er arbeitete emsig weiter, um seiner Tochter eine glänzende Zukunft zu gründen.

Am Abend, wo unsere Erzählung beginnt, saß Müller in dem kleinen Zimmer, das ihm als Werkstatte diente, und beschäftigte sich mit der Fassung des schönsten Diamanten, welcher jemals durch seine Hände gegangen. Dieser Diamant sollte ein Hochzeitsgeschenk sein, das der alte Graf von Weinsberg der Braut seines Sohnes verlehre, dessen Vermählung mit einer der reichsten Erbinnen des Rheinlandes in einer Woche stattfand; ein



Ereigniß, welches die Bewohner des Städtchens in nicht geringe Bewegung setzte.

Die Fassung des prächtigen Steines, aus Gold und Rubinen bestehend, war von ausgezeichnete Arbeit, und Müller, ganz vertieft in sein Werk, das Benvenuto Cellini zur Ehre gereicht haben würde, legte eben die letzte Hand an. Er bog die goldnen Klammern zurecht, welche den Diamanten in den Ring fassen sollten, während jener, auf dem Tisch liegend, von der geschürmten Lampe mit Licht gesättigt, dieses in wundervoller Farberpracht wieder spiegelte.

Das Kind häupte ins Zimmer, sorglos und fröhlich wie ein Vogel. Bertha's kindliche Heiterkeit war eine heilsame Erfrischung für ihren ersten, rastlos beschäftigten Vater; sie war, was der Gesang der Lerche dem müden Arbeiter, der über die Scholle gebeugt, im Schweife seines Angesichts sein tägliches Brod erwirbt — eine Seelen-Erquickung.

Von Zeit zu Zeit blickte Müller auf und ließ sein Auge auf der holden Gestalt seines Kindes, auf ihrem Köpfcgen voll goldblonder Locken ausruhen; das reine Feuer ihres Auges schien ihm herrlicher, als der Strahl des Diamants und ein heißes Dankgebet stieg aus dem fromm bewegten Vaterherzen zum Himmel auf, zu Gott, welcher in seiner Gnade einen so lieblichen Engel an seinen Lebensweg gestellt. In solchen Augenblicken fühlte der arme Juwelier sich reich und glücklicher, als wären alle Diamanten ihm in den Schooß gefallen, welche die Kronen sämtlicher Fürsten Deutschlands schmücken.

Mit kindlicher Neugierde betrachtete Bertha den funkelnden Diamanten, der zum Braut schmuck der künftigen Gräfin von Weinsberg bestimmt war. Bertha war ein Kind und natürlich nicht frei von dem weiblichen Instinkt, der sich durch Gold und Edelsteine angezogen fühlt. Sie umkreiste den Tisch, wie der Schmetterling die Flamme, und der Vater beobachtete lächelnd dieses Wandern, das, wie er richtig vermuthete, mit einer endlichen beherzten Attaque des bewundernden Gegenstandes schloß.

„Vater,“ sagte sie schüchtern, „erlaubst Du mir, daß ich nur einen Augenblick den schönen Brillant in die Hand nehmen darf, der wie ein Stern funkelt?“ „Nimm!“ sagte Müller freundlich, und legte den kostbaren Stein selbst behutsam in die kleine vor Freude zitternde Hand. „Nimm Dich in Acht, daß er nicht herunter fällt!“

Diese Mahnung war unnütz; denn Bertha bewegte sich nicht; wie angewurzelt stand sie mit dem Stein in der Hand und wagte kaum zu athmen, als fürchte sie, schon ihr reiner Hauch könne den Glanz des Kleinods bestelen.

„Ach, er ist so schön, Vater,“ rief sie begeistert, „er ist wie lebendig! Nicht wahr, Vater, wenn ich groß bin, giebst Du mir auch schöne Steine — die hänge ich mir dann ins Ohr und ins Haar!“

„Nein, mein Kind“ antwortete Müller lächelnd, „das bilde Dir nicht ein. Solche Steine bekommst Du nie von mir.“

Bertha war bitter gekränkt. „Warum willst Du mir keine geben? Bist Du mir nicht mehr gut?“ schmolte sie halb weinend.

„Du weißt wohl wie gut ich Dir bin, böses Kind,“ erwiderte der Vater, „und wenn ich Dir keine Diamanten gebe, um Haar und Ohr damit zu schmücken, so geschieht es, weil ich kein Prinz bin, und Du nie eine Gräfin werden wirst. Verstehst Du mich nun?“

Bertha verstand den Vater nur zu gut, denn sie senkte das Köpfcgen und murmelte leise, doch so, daß Müller es hörte, in sich hinein: „Ach, die Prinzessinnen sind doch recht glücklich!“

Müller fühlte sich schmerzlich berührt durch diese Aufseinerung seiner Tochter. Bertha's kindliches Bedauern, dieser schlichte Seufzer, wäre vielleicht von manchem andern Vater als bedeutungslos überhört und vergessen worden, doch dem Herzen des Goldarbeiters Müller gab dieser Augenblick eine bedrückend traurige Ahnung. Die Nachtseite des Lebens that sich ihm auf; er sah das kleine, jetzt fünfjährige Mädchen erwachsen, gequält von ehrgeizigen Plänen, eitlen Wünschen, thörichten Träumen — er sah im Geist seine Tochter dem innern und äußern Glend zum Raube werden, welches die Eitelkeit über das Leben des Weibes verhängt. Dieses Gespenst einer unheilvollen Zukunft war es, was Müller erschreckte in dem einfachen Wort seiner Tochter: „Ach, die Prinzessinnen sind doch sehr glücklich!“

Er nahm die Kleine auf seine Knie, küßte zärtlich ihre Stirn und sagte mit mißlicher, aber ernster Stimme: „Vergiß nicht, mein Kind, daß der gültige Gott, der die Diamanten im Schooß der Erde schuf, auch Dich geschaffen hat, und Dein Vater ist; und da er gerecht und gütig, kann er nicht das Glück an einen kalten harten Stein geknüpft haben. In Deiner Unschuld und Reinheit, meine Bertha, hat Gott Dir einen köstlichen Diamanten mitgegeben, der tausendmal mehr werth ist als der, den Du jetzt begehrst, denn jener schmückt die Seele, und dieser ist nicht einmal im Stande, ein häßliches Gesicht schön zu machen.“

Diese Mahnung hatte ins Herz des Vaters und auf das holde Gesichtchen des Kindes die einen Moment lang getriebte Heiterkeit zurückgeführt und Bertha ging wieder an ihre Spiele, wie der Vater an seine Arbeit. Demohrachtet kam die Kleine von Zeit zu Zeit wieder an den Arbeitstisch, um den schönen Diamanten zu sehen und benutzte die empfangene Erlaubniß, ihn in der Hand hin und her rollen zu lassen, aber ihr kleines Köpfcgen bildete sich dabei eine ungefähre Vorstellung, wie schön das Kleinod an der Hand der jungen Gräfin Weinsberg aussehen werde.

Das Fenster, durch welches das Zimmer Licht empfing, ging auf den Neckar hinaus, dessen Wellen die Mauer des Hauses bespülten. Es hatte von außen einen ungefähren fußbreiten Vorsprung, auf welchem ein Muttergottesbild stand aus Holz geschnitten — achte Nürnberger Arbeit.

Das nach der neuen Auffassung der alten gothischen Kunst ausgeführte Heiligenbild war mit einem vergoldeten Strahlen-Diadem geschmückt, welches der Künstler mit einem Rande blauer und rother Steine geziert hatte, deren Mehrzahl jedoch der Hauch der Zeit längst aus ihren Hülsen geweht. Ein Schleier aus Gold- und Silbergaze hing vom Haupt der Statuette herab und verhüllte zugleich die Gestalt des Jesuskinde, welches auf dem linken Arm der Mutter ruhend, von dieser mit liebenden Blicken betrachtet ward.

Bertha dachte in der Stille, der Diamant müßte sich da, wo die rothen oder blauen Steine herausgefallen seien, sehr hüßlich ausnehmen, „und dann,“ combinirte sie in ihrem Kinderköpfcgen, „wenn schon die vornehmen Damen und Prinzessinnen Diamanten tragen, muß die Mutter Gottes dort recht einen haben.“ Sie stieg auf ein Fußbänkchen, von dort auf das Fenstersims, ohne daß der mit seiner Arbeit beschäftigte

Vater es bemerkte, nahm das Muttergottesbild herein, drückte den Diamanten in die Mitte des Diadems an die Stelle eines herausgefallenen Steines, stellte die Statuette wieder an ihren Ort, und setzte sich dann still in den dunkelsten Winkel des Zimmers, wo bald ein sanfter Schlummer die Nerven des vom Spiel: milden Kindes schloß. Im Halbschlummer, wo die Seele zwischen der wirklichen Welt und der Welt der Träume schwebt, schien es ihr, als neige sich das Antlitz der heiligen Jungfrau zu ihr; strahlend von überirdischem Lichte, als lächle sie ihr zu mit unbeschreiblicher Güte — und in dem Diadem auf dem Haupte der Heiligen glänzte der Diamant im dunklen Rahmen des Fensters so feurig wie der Polarstern. — Da ließ plötzlich Ruder Schlag aus der Ferne sich vernehmen, der unter den Fenstern verlang; es ward ganz still. — Die Erscheinung schwand — und des Kindes traumlebter Schlummer ging in einen tiefen, festen Schlaf über, der sich durch lange ruhige Athemzüge kund gab.

Das Geräusch der Ruder — denn es war wirklich — hatte Müller's Aufmerksamkeit erregt, und jetzt erst bemerkte er die tiefe Stille, welche ihn umgab, seit Bertha nicht mehr hin und her lief. — Uebigens hatte er die Fassung des Diamanten nur beendet, blickte auf von seiner Arbeit und wollte ihn einsetzen.

2.

Alles Suchen war vergebens. Der Diamant lag nicht mehr auf dem Tische. Er stand auf, suchte in allen Ecken und Winkeln der Stube, untersuchte alle Möbeln, alle Schiebläden, all seine Taschen, der Diamant fand sich nicht.

Pöblich kam ihm der Gedanke, Bertha könne den Stein verlegt haben, sie hatte Abends damit gespielt; nichts war natürlicher, als daß sie vergessen, den Diamanten wieder an seinen Ort zu legen. — Welche Unflugheit! — Er beschuldigte sich selbst seiner Unacht samkeit, nahm sich jedoch vor, der Kleinen einen ersten Verweis zu geben als Warnung für künftige Tage.

„Bertha,“ rief er, sie wachend, „gieb mir den Diamanten wieder, ich brauche ihn jetzt; eigentlich hättest Du eine harte Strafe verdient, daß Du ihn nicht wieder hingelegt, denn Du konntest ihn verlieren und mir hast Du einen furchtbaren Schreck verursacht.“ „Geh jetzt,“ fügte er sanfter, sie küßend hinzu, „gieb mir den Stein und geh schlafen, es ist schon spät; sonst kommt der Kaiser Rothbart und nimmt Dich mit, wie alle Kinder, die Nachts nicht in ihrem Bettchen schlafen.“

Bei dem gefürchteten Namen des Kaisers Rothbart fuhr Bertha zusammen, und öffnete weit die blauen, schlaftrunkenen Augen.

„Sei nur ruhig, Kind — er thut Dir Nichts, wenn Du folgsam bist, gieb mir nur den Diamanten“ sprach tröstend zugleich und eindringlich der Vater.

Bertha schien die Rede nicht zu verstehen — sie starrte nur den Vater an, dem ein kalter Angstschweiß auf die Stirn zu treten begann. Angst sprach sich auch in dem Blick aus, womit er sein Kind betrachtete; Bertha fürchtete sich vor diesem Blick.

„Vater“ sagte sie zitternd, „sei nur nicht so böse — warte nur — ich bestimme mich gleich.“

Es entstand eine minutenlange Stille, während welcher Müller's Herz in peiniger Unruhe fast hörbar klopfte.

„Nun weiß ich's,“ rief Bertha endlich, freudig aufspringend, „ich habe den Diamant der Mutter Gottes draußen am Fenster in die Krone gelegt!“

Müller athmete auf, und wandte seine Blicke forschend nach der Stelle am Fenster, wo die Statue stand, doch er sah nichts, wahrscheinlich weil das Bild mit dem Dunkel des Himmels verschmolz. Er nahm also die Lampe und leuchtete damit in die Fensterstirn. . . Großer Gott! Die Statue der heiligen Jungfrau war nicht mehr dort!

Das war ein Donner Schlag, dessen Wirkung zu beschreiben unmöglich. Müller besaß Muth und Gottedvertrauen, doch bei Anblick des Abgrunds, welcher in diesem Augenblick vor ihm sich aufthat, verließen ihn Muth und Glaube. Er fühlte sich nicht stark genug, diesen Schlag des Schicksals zu ertragen. Es war, als sank der Boden unter ihm zusammen; es ward finster um ihn her, mit Grauen dachte er an die Zukunft, welche der Entdeckung seines Verlustes folgen mußte, an seinen Ruin, seine verlorne Ehre. Muth nicht der Fleden an der Ehre des Vaters auch auf sein Kind fallen, das er über Alles liebte, dem er eine glückliche, sorgenfreie Zukunft zu bereiten gedachte? Statt des für sie erstrebten Glückes waren nun Schmach und Glend ihr Loos, das seine wahrscheinlich der Tod im Kerker.

Das tiefe Ehrgefühls, welches stets die Seele des wackern Mannes erfüllte, war es jetzt auch vorzüglich, welches das Bild der Zukunft in so furchtbarer Gestalt ihm vorführte, daß der Gedanke seinen Verstand zu verwirren drohte.

Wohl war das Unglück groß, doch es ließ die Möglichkeit eines guten Ausgangs zu. Wäre Müller Herr seiner selbst geblieben, würde es ihm ohne Zweifel eingefallen sein, daß es das Beste sei, dem Grafen Weinsberg den Gehrgang der Sache wahrheitsgetreu zu erzählen, sich ganz seiner Einsicht zu vertrauen, der Zeit und der Vorsehung die Lösung des Räthfels anheim zu stellen, und seine Rechtfertigung von Gott zu erwarten, der die Schullosen nie verläßt.

Aber er dachte nichts von dem Allen. Wie ein Wahnsinniger lief er umher, von quälenden Gedanken hin und her gejagt, und suchte den Diamanten, als hätte er noch an der Wahrheit des traurigen Verlustes gezweifelt.

Bertha's Schluchzen erweckte ihn endlich aus seinem thörichten Irthum. Das Kind fühlte wohl, welches Unglück dem armen Vater begegnet, daß sie die Veranlassung dazu gewesen, und weinte bitterlich. Müller ging zu ihr, betrachtete sie mit Augen, in denen der erste unselige Schimmer des Wahnsinns funkelte — doch, die Vaterliebe besiegte den Sturm seines Innern, er nahm das weinende Kind in die Arme, weinte mit ihm und keine Spur von Zorn bewegte seine Stimme, als er sagte: „Bertha, Du hast gewiß die Statuette in den Fluß lassen, als Du sie wieder auf das Fenstersims stellen wolltest, und der Diamant ist mit ihr in das Wasser gefallen.“

„Lieber Vater“ schmeichelte Bertha, getrübet durch des Vaters milde Rede, „wir kaufen eine neue Mutter Gottes und stellen sie wieder dahin und auch einen andern Diamanten!“

„Das ist es eben, mein Kind,“ sagte Müller mit schmerzlichem Lächeln; „der Diamant kostet 30,000 Thaler — eine Summe, die mein Vermögen um das Hundertfache übersteigt.“

Als Bertha schlafend in ihrem Bettchen lag, trat Müller noch einmal an das Lager seines Kindes, und betrachtete die

theuren Züge Lange, lange, um ihnen Lebewohl zu sagen; denn es galt eine Trennung, deren Ende nur Gott kannte. Es war ein schmerzliches Lebewohl, zu dem er nicht den Muth gehabt, hätte Bertha gewacht. „Lebe wohl,“ sagte er, „Du meine einzige Freude, meine einzige Liebe auf der Welt, Du treues Abbild Deiner verwiegten Mutter! Dein Vater geht von Dir mit zerrissnem Herzen. Die Menschen werden Dir sagen, daß er ein Dieb und Betrüger sei, aber Gott und Dein Gewissen, Kind, bezeugen Dir, daß er unschuldig ist und nur unglücklich. Ich kann Dir nicht mehr Stütze sein, denn morgen schon bin ich gebrandmarkt vor der Welt. Aber Deine Unschuld und kindliche Gültlosigkeit werden die Herzen auch der Gleichgültigsten für Dich erweichen. Sie werden Dich beklagen und mich verdammen. . . Leb wohl, mein Engel, ich überlasse Dich dem Schutze Gottes!“

Mit diesen Worten drückte er einen letzten Kuß auf die Stirn seines Lieblings, dessen Rosenlippen in diesem Augenblick sich öffneten, als wollten sie dem Vater den Abschiedskuß zurückgeben.

Müller floh verzweiflungsvoll vom Lager seines Kindes; er litt die Pein der Verdammten, die der Engel mit dem feurigen Schwerdt aus dem Paradiese treibt. Planlos eilte er durch die Straßen von Heilbronn, und befand sich bald auf offnem Felde, ohne daß er wußte, wie er dorthin gekommen. Die Mühle der Nacht, statt die Gluth seines Innern zu kühlen, fachte dieselbe nur noch mehr an wie der Wind die verzehrende Feuerbrunst. Die Wogen des Neckar rollten dort, so schwarz — heimlich und tief war es in ihrem Schooße; mit unsäglichem Zauber lockten sie den Verzweifelten in ihre dunfle Nähe; er beugte sich über den Rand des Flusses und blickte in den feuchten Abgrund. War es eine abschreckende, war es eine tröstende Erscheinung, die ihm darans entgegen trat, dem er erhob sich wieder, taumelte zurück, fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um einen bösen Gedanken von dort zu verjagen, und sagte mit bewegter Stimme: „Ja, geliebtes Weib, ich werde leben, leiden und arbeiten, damit wir uns einst wiedersehen.“

Er entfernte sich vom Ufer des Flusses mit raschem, festem Schritt, und verschwand im Schatten der Nacht.

3.

Elf Jahre waren verfloßen seit der verhängnißvollen Nacht, welche mit so unheilvollen Folgen über das Dasein des friedlichen Goldarbeiters dahinzog. Bertha war herangewachsen und alle Blüten der Schönheit hatten an ihr sich entfaltet, welche ihre Kindheit in der Knospe ahnen ließ. Sie lebte im Hause eines Gutsbesizers, des alten Grafen Weinsberg, dessen ganze Freude sie geworden, und der sie mehr als Tochter wie als adoptivgenommene Waise behandelte.

Nach Müller's Verzicht wunden hatte der Graf von Weinsberg mit aller Welt die Meinung getheilt, der Goldarbeiter sei mit dem Diamanten in alle Welt gegangen und habe sein Kind bößlich verlassen. Als Mann von Herz fiel es ihm jedoch nicht ein, das Kind das vermeintliche Verbrechen des Vaters büßen zu lassen, im Gegentheil fühlte er sich in tiefster Seele gerührt von der Verlassenheit der armen Kleinen, nahm sie zu sich und vermied mit zarter Sorgfalt Alles, was dem Kinde die Handlungsweise ihres Vaters hätte verächtlichen können. Die Bekannten und Freunde des Hauses, sowie die Domesiken erhielten die Weisung, die glückliche Unwissenheit der Kleinen nicht durch Enthüllung der vermeintlichen Wahrheit zu führen. Jedemal, wenn Bertha nach ihrem Vater fragte, erhielt sie von ihrem gütigen Beschützer die Antwort: „Dein Vater ist in die Fremde gegangen, um da sein Glück zu machen. Wenn er reich geworden, wird er wieder kommen.“

Endlich aber erfuhr Bertha doch durch die absichtliche In discretion einer eifersüchtigen Gouvernante, welche sich durch sie in der Günst des Schlossherrn beeinträchtigt glaubte, die niederstimmernde Nachricht von dem Fleden, welcher den Ruf ihres Vaters schwärzte. Im tiefsten Herzen verschloß sie das schreckliche Geheimniß, welches wie ein Gifttropfen in den klaren Spiegel des Lebens gefallen. Sie beunthete sich, die Erinnerungen ihrer frühen Kindheit zu sammeln und aus diesen tauchte das Unglück ihres armen Vaters, welches in der Welt ein Verbrechen genannt ward, mit voller Klarheit wieder auf, und zugleich das drückende Bewußtsein, welchen Antheil sie selbst an diesem Unglück habe. Gleichwohl war es ihr einleuchtend, daß eine so späte Enthüllung der Wahrheit nicht im Stande sein würde, die öffentliche Meinung umzustimmen. Diese niederbeugende Ueberzeugung, der stete Gedanke an ihren unschuldig verdachteten Vater, führte eine plötzliche Aenderung in Bertha's Wesen, in ihrer ganzen Natur herbei. Eine krankhafte Blässe trat an die Stelle der frischen Rosen ihrer Wangen. Die Augen sanken tief in ihre Höhlen, und glühten nur manchmal in fieberhaftem Feuer, ja, sie Neben, mit denen sie die besorgten Fragen ihres zärtlichen Pflegevaters beantwortete, zeugten häufig sogar von Geistesabwesenheit.

Der Graf, welcher Bertha innig liebte, berief die berühmtesten Aerzte, die Krankheit des jungen Mädchens zu erforschen und wo möglich sie zu heben. Aber Keiner fand ein Heilmittel, denn Bertha's Krankheit entsprang aus Seelenleiden. Nur einer der Aerzte wagte seine Meinung in so weit zu äußern, daß er bei jeder andern Person als bei diesem unschuldigen jungen Mädchen mit Bestimmtheit annehmen würde, diese Verwüsthungen einer sonst so festen Gesundheit seien die Folge von Verzweiflung oder Gewissensbissen.

Eines Abends war sie allein in der Schloßkapelle zurückgeblieben und sandte ein heißes Gebet zum Himmel um die Rechtfertigung ihres Vaters und um Befreiung von der furchtbaren Gewissensqual, womit die öffentliche Schmach ihres unschuldigen Vaters ihre eigne Seele belastete — da war es ihr, als sähe sie ungefähr 20 Schritte entfernt, von leuchtendem Gewölke umgeben, das höhere Muttergottesbild aus ihrem Vaterhause. Inmitten des Diadems, welches das Haupt der Heiligen krönte, strahlte der Diamant in unvergleichlicher Klarheit. Die Jungfrau lächelte der betäubten Bertha jetzt eben so huldvoll zu, wie damals vor 11 Jahren, da sie ihr zum ersten Mal erschienen in der Nacht, welche zur Entfernung ihres Vaters Veranlassung gab, und ins Herz der Leidenden floß süßer Trost herab. Sie erhob sich, um der himmlischen Erscheinung näher zu treten, welche durch den Zauber des mütterlich liebevollen Blicks eine wunderbare Anziehungskraft auf die Betende übte. Sie verließ die Kapelle — und war aus der Gegend verschwunden. Niemand hatte sie gesehen; der Graf Weinsberg schickte all seine

Diener aus, sie zu suchen. Doch vergebens. Nach Verlauf mehrerer Tage fehlten alle Voten zurück ohne die Gesuchte . . . im Umkreise von 20 Meilen war sie nicht gesehen worden, und so blieb ihre Flucht, wie die ihres Vaters, in undurchdringliches Geheimniß gehüllt.

Drei Jahre nach Bertha's Verschwinden, über deren Verlust das väterliche Herz des Grafen Weinsberg sich noch nicht trösten konnte, ward diesem der Besuch eines Fremden angekündigt, welcher darauf bestand, auf der Stelle vorgelassen zu werden. Der Schlossherr befahl ihn hereinzuführen. — Der Fremde trat dem Grafen ehrenbietig entgegen; er war mit einfacher Eleganz gekleidet, und sein noch jugendliches Gesicht trug Spuren tiefer Grams.

„Kann ich Sie mich, gnädiger Herr?“ sagte der Fremde, sich vor dem Grafen auf ein Knie niederlassend. — Dieser blickte auf ihn mit einem Ausdruck von Milde, in den der des Erstauens sich mischte.

„Ich bin Heinrich Müller“ begann der Fremde wieder, den Sie ohne Zweifel noch verachten als gemeinen Dieb, und der doch nichts weiter als unglücklich gewesen.“

„Ja Müller,“ erwiderte der Graf sehr ernst, „ich hatte Sie in Verdacht, ich muß es bekennen, und hege diesen Verdacht noch. Ich hatte ein Recht dazu; doch verdammt habe ich Sie niemals, denn ich wußte ja nichts Gewisses. Beweisen Sie mir Ihre Unschuld, und ich versichere Sie, daß ich darüber so glücklich sein werde als Sie selbst, und müßte ich auch die Ueberzeugung mit dem Werthe von 20 Diamanten erkaufen.“

Müller erzählte nun dem Grafen die Geschichte von dem Verlust des Diamanten, seine Verzweiflung, seine Verwirrung, seine Flucht. „Seitdem,“ fuhr er fort, „habe ich 14 Jahre lang argestrengt gearbeitet. Der Himmel hat mein Bemühen gesegnet, ich kehre reich zurück und könnte Ihnen, Herr Graf, den doppelten Werth des Diamanten bezahlen, um den eine Unvorsichtigkeit von meiner Seite Sie gebracht hat.“

Der Graf von Weinsberg hatte ruhig, mit unbewegten Zügen der Erzählung zugehört, und entgegnete, als Müller geendet, mit der Kälte der Ueberlegung: „Ich möchte Ihnen glauben, aber wer kann mir beweisen, daß nicht jener Diamant, der sich wahrscheinlich nie wieder findet, den Grund zu ihrem jetzigen Verhältniß gelegt?“

Bei dieser Bemerkung ließ Müller entmuthigt das Haupt sinken, als fühle er nun, daß sein langer harter Kampf mit dem Schicksal dennoch vergebens gewesen, daß die eiserne Stunde seiner erhofften Ehrenrettung nur gekommen sei, um ihn noch tiefer in Schmach und Verzweiflung zu stoßen. „Meine Tochter — mein Kind?“ . . . verzweifelte der Unglückliche endlich mit gebrochener Stimme . . . und nun war am Grafen die Reihe des Erhörens.

Er erstattete Bericht von dem Leben Bertha's, bis zum Augenblick ihrer Flucht, zur Erneuerung seines eignen Schmerzes, der noch durch den des trostlosen Vaters erhöht wurde.

Aber die Vorsehung hatte auch hier, wie so oft, für den Augenblick der höchsten Noth die Hülfe vorbereitet, eine Hülfe, welche wunderbar genannt werden kann.

Bertha hatte in den letzten 3 Jahren sämtliche Hauptstädte Deutschlands durchspizigert. Sie sang um den Erwerb des täglichen Brodes, und verdiente damit so viel, daß sie mindestens nicht Noth litt. Ihre Seele war nur von dem einen Gedanken erfüllt: Die Ehrenrettung ihres Vaters — und wie der Schiffbrüchige auf stürmischem Meer nach dem letzten Stern, so antete sie nach der Erscheinung der heiligen Jungfrau; einen andern Führer hatte sie und begehrte sie nicht.

So war Bertha nach langer Reise, von der Mutter Gottes geleitet, nach der Hauptstadt Baierns, nach München gekommen. Dort, während des Abendgottesdienstes in einer Kirche, kniete sie, in einer der Seitenskapellen im heißen Gebet, als sie ihren Namen laut und vernehmlich rufen hörte. Sie erhob den Blick und sah die Erscheinung ihrer göttlichen Beschützerin leuchtender als je. Instinctmäßig schritt sie auf dieselbe zu; da trat ein alter Priester, dem ihr erregtes Wesen auffiel, zu ihr und fragte nach ihrem Namen.

„Ich heiße Bertha Müller und bin aus Heilbronn.“

„So gehört diese Statue der heiligen Jungfrau Ihnen, sowie der Diamant in ihrer Krone,“ erwiderte der Priester. „Vor einem Jahre gab ein Sterbender, von Gewissenspein gefoltert, sie mir auf dem Todtenbett mit dem Verlangen, sie dem Goldarbeiter Heinrich Müller aus Heilbronn zurückzugeben, dem er sie einst beim Vorüberfahren vom Fenster entwendet.“

Jedenfalls war er in Ungewißheit über den wahren Werth des geraubten Gegenstandes, und hielt den Diamanten für unecht. Er hat durch die Rückgabe nur sein Gewissen beruhigen wollen über den frevelhaften Diebstahl des Heiligenbildes und mir zu diesem Zweck die Vollmacht gegeben, seine That nöthigenfalls sogar öffentlich kund zu thun.“

Die gläubige Hoffnung des frommen Kindes ward also erfüllt. Die beschwerliche Reise, zur Rechtfertigung ihres Vaters unternommen, ward vom Erfolg gekrönt in dem Augenblick, da der unglückliche Müller jede Hoffnung auf einstige Anerkennung seiner Unschuld aufgab.

Die heilige Jungfrau, die Trösterin der Betrübten, konnte ja das Vertrauen der frommen Tochter nicht täuschen — Bertha's Seele wallte über von leicht begreiflichem inbrünstigem Dankgefühl; sie warf sich nieder vor dem Bilde der Heiligen, und brachte ihr, die sie durch die Nacht des Leidens zum Licht geführt, die ersten Empfindungen ihres genesenen Herzens dar, die reiner als Weihrauchdülste zu der himmlischen Heirath der Mutter Jesu aufstiegen.

Bertha, begleitet von dem Priester aus München, kam im Schloß Weinsberg an, in dem Augenblick, da Müller in Verzweiflung das selbe verlassen wollte.

Das Glück, welches diese Wendung des Geschicks hervorrief, ist leichter zu errathen als zu beschreiben. Müllers Einzug in Heilbronn glied sich einem Volksfest, denn seine Mitbürger verehrten in ihm die makellose Redlichkeit, und in seiner Tochter die unbegrenzte Kindestreue. Das kleine Haus, welches er nach seiner Rückkehr wieder bezog, und worin er seine Lage, beglückt durch die Achtung seiner Nebenmenschen, durch die Liebe seines Kindes und seiner Enkel, beschloß, existirt noch, und ist immer noch mit der Statue der heiligen Jungfrau geschmückt. Seine Nachkommen, durch Kaiser Ferdinand tapferer Kriegsdienste wegen geadelt, haben noch heut in ihrem Wappen einen Diamanten mit glänzenden Facetten und der Inschrift: Wahrer Ehre Diamant.

Die Nachtheile allzufreundlicher Nachbarschaft.

Ich bin ein junger Beamter u. it — gleichviel u. it wieviel hun. art Thaler jährlichen Gehalts, wohne in einer gesunden Gegend Berlins, außerhalb der Stadt, in einem netten kleinen Hause, wofür ich die wirklich unnatürlich wohlfeile Miete von jährlich 300 Thalern zahle. Ich besitze eine Frau und ein Kind, beide mit ganz zufriedenstellenden Eigenschaften begabt. Meine Frau ist hübsch, gutmüthig, vertrauensvoll, und kommt nicht Papilloten in den Haaren zum Frühstück. Mein Junge, ein Jahr alt, wiegt 20 Pfund, und schreit nicht mehr und nicht weniger, als er nach meiner Ansicht ein Recht hat zu schreien. Unse pommerische Magd ist weniger dumm und unbrauchbar, als ich sie mir dachte — also wird man vermuten, ich müßte ein glücklicher Mann sein. Doch dem ist nicht so. Ich will erzählen, warum.

Ich habe unser Haus als ein „nettes, kleines“ bezeichnet, und daß es klein war, nur grade für uns ausreichend, gab ihm den höchsten Werth in meinen Augen. Wir hätten zwar ein Haus mit einer Familie zusammen mieten können, aber Gott bewahre mich davor! Ich hatte während meines Junggesellenlebens zu viel Erfahrung über die Freuden der Hausgenossenschaft gemacht, als daß ich meiner jungen Frau dieselben hätte kosten lassen wollen. Ein Haus allein zu mieten, war also der einzige Ausweg, und als ich unser Häuschen zum ersten Male sah, das neben einem andern von gleicher Kleinheit unter den andern höheren prächtigen Villen der Straße so bescheiden dastand, rief ich: Das ist das rechte Haus für uns! ging zum Wirth, der nur 50 Schritte davon wohnte, und sprach mit ihm. Die Zimmer wurden gemalt, die Thüren und Fenster angestrichen und wir zogen ein.

Ich bin ein großer Naturfreund, liebe Blumen, Bäume, Vögel und allerlei Thiere, und übrigens ein behender Mann, der sich auf Gärtnerie und Tischlerei ein bißchen versteht, und sich bald hier, bald da im Haus und Garten etwas zu schaffen macht. Vorn am Hause haben wir einen kleinen, und hinter dem Hause einen großen Garten, der mir für meine Lieblingsneigungen ein weites Feld bot. Ich legte einen Hühnerhof an, baute einen Taubenschlag, einen Schweinstall, einen Kaninchenstall, schaffte mir einen großen Neufundländer an, und zimmerte ihm eine Hütte, kurz, ich beschäftigte mich auf meinem Terrain aufs Angenehmste.

Auch meine Frau war zufrieden mit der Wohnung, und als sie erst große Wünsche gehalten, und im Hof und Garten die Wünsche getrudelt hatte, gab es für sie kein schöneres Logis auf der Welt. Wir lebten ganz „famoz“, bis wir Bekanntschaft mit den Nachbarn machten.

Es ließ sich nicht vermeiden, wir mußten den Leuten, die wir täglich sahen, freundlich begegnen. Wenn ich mit Herrn Werner (der mir gegenüber in einem schönen großen Hause nebst Frau und Kind das erste Stockwerk inne hat), wenn ich mit ihm zusammen in das Kaffee-Haus gehe, ist eine Annäherung nicht zu vermeiden. Ich kann ihm nicht verwehren, daß er manchmal Abends bei mir einspricht, noch daß seine Frau meine Frau besucht, noch daß sie Madame und Fräulein Schuster (ihre Wirthin und deren Tochter), mitbringt. Ich kann auch die freundschaftlichen Aeußerungen der andern Nachbarn nicht zurückweisen. Es ist ein Glend! Ich bin wahrhaftig kein Menschenfeind, w. eine Frau eben so wenig, noch glauben oder wünschen wir, daß unser Sprößling einer werden solle. Wir wollen den Unnehmlichkeiten der Gesellschaft keineswegs entsagen; aber es giebt Dinge und Vorkommnisse bei nachbarlicher Vertraulichkeit, die wirklich ganz und gar nicht zu den Unnehmlichkeiten gehören, und gegen die ich ernstlich protestiren muß.

Unse Nachbarsleute sind zu freundschaftlich. Erst kürzlich ereignete sich ein Vorfall, der diese Behauptung bekräftigt. Werner war eines Tages so freundlich, durch unser Haus zu gehen, und bemerkte bei dieser Gelegenheit, daß wir auf dem Hofe einen Brunnen hatten. „Ah — Sie haben hier einen Brunnen, Herr Nachbar, vortrefflich! — Für Ihre kleine Familie können Sie so viel Wasser ja doch nicht brauchen, wir werden gelegentlich herüberschicken, und hier Wasser holen lassen, Sie erlauben doch? . . .“ Ich wies diese Voraussetzung nicht mit der nöthigen Entschiedenheit zurück und mußte für mein allzuhöfliches Schweigen büßen.

Schon nach 3 Tagen kam Jette, das stämmige Mädchen „für Alles“, von Werners herüber, und trug einen ganzen Vormittag lang Wasser durch unsern Hausflur, welcher natürlich die Spuren ihrer Beschäftigung in Strömen Wassers zeigte. Sie zog diesen Weg dem an der Seite des Hauses vor, weil sie so besser die Unterhaltung unserer Caroline zu genießen hoffte, welche sie übrigens oft zum Brunnen begleitete, und im Eifer des Gesprächs unsern Jungen fast hätte hinunter fallen lassen. Auch Jette brachte noch einen Jungen mit, stämmig und barfuß wie sie, der ihr bei dem hydropathischen Unternehmen Gesellschaft leistete. Gelegentlich warf er noch die Tauben mit Steinen, fütterte die Hühner mit Kies, jagte die Kaninchenmutter von ihrem Lager auf, um die Jungen zu betrachten (was die traurige Folge hatte, daß die grausame Mutter ihre Nachkommenschaft verpeiste) — und als so viel unweise Weintrauben, daß er elend krank wurde.

Abends bei meiner Rückkehr fand ich meine Frau in Thränen. Die Großmutter des hoffnungsvollen Knaben war herübergekommen und hatte mit dem lebenswürdigen Freimuth der Berliner Oßweiber Rechenhaft gefordert über die Leiden ihres Enkels. Herr Werner bedauerte diesen Ausgang der Geschichte sehr, gab auch das Versprechen, es solle nie wieder geschehen, rauchte dabei, als er, sich zu entschuldigen, herüberkam, einige meiner feinsten Cigarren und trank meinen Portwein. Um 11 Uhr Abends endete sein friedenverheißender Besuch.

Madame Werner schien indef dergleichen Angelegenheiten aus einem eignen Gesichtspunkte zu betrachten, denn am nächsten Morgen schickte sie herüber und ließ uns unser bestes, schönstes Tranchirmesser nebst Gabel bitten. Wir sahen dieses Tranchirmesser nebst Gabel volle drei Wochen nicht wieder, und als wir es endlich holen ließen, gleich es eher einer Säge als einem Messer, und war in keineswegs reinlichem Zustande.

Je intimer unsere Bekanntschaft mit den Nachbarn wurde, um so mehr schien unsere Verpflichtung zu Darlehen aller Art zu wachsen. Zur Frühstückzeit schon kamen Dienstmädchen aus der Nachbarschaft in die Küche und bergten entweder eine Tasse Mehl oder Speisezucker, oder ein bißchen Schmalz, ja es geschah nicht selten,

daß meine Frau vom Tade des Kindes fort mußte, weil unsere guten Nachbarsleute die Platte oder den Restfluhl oder sonst etwas geliehen haben wollten. Ich wurde sogar einmal um Mitternacht aus dem Schlaf gewacht, des Stiefelknerts wegen. Der Bote gab mir zwar die Erklärung dieses ungeröthlichen Falles: der junge Herr hatte ein Paar neue Stiefeln an, die er ohne Stiefelzieher nicht von den Füßen bekommen konnte. Der Grund war sehr triftig, aber meine erste Nachtruhe doch einmal dahin.

Das war noch nicht Alles. Die Freundschaft unserer Nachbarn offenbarte sich auch besonders in dem warmen — um nicht zu sagen — zudringlichen Interesse um unser Thun und Treiben. Besonders darnach hatte unsere Caroline ein so verwirrendes Kreuzfeuer von Fragen auszuhalten, daß sie sich manchmal auf Widersprüche ertragen ließ und in einem Grade log, daß es entsetzlich ist, nur daran zu denken. Dadurch gelangten unsere Nachbarn zu der Ueberzeugung, wir wären „hinterlistiges Volk“, und hielten unsere Dienstmoten zur Verstellung an. Mamsell Schmidt, die vier Häuser von uns wohnte, schickte uns diese ihre Ansicht sogar einmal schwarz auf weiß in einem Briefe zu, den ich sehr gern in eindringlichster Weise beantwortet hätte, wenn meine Frau nicht mit Thränen gebeten, ich möge es unterlassen.

Unsere Thür hat keinen Klopfer und keine Klingel, daher die Besucher genöthigt sind anzuklopfen oder unangemeldet hereinzukommen. Werner, und die meisten unserer Nachbarn, wählen das letzte. Herr Werner begegnete ich mehrmals auf dem Flur an der Hinterthür, ohne von seinem Tasein eine Ahnung zu haben; was sehr unangenehm werden kann, denn wir hätten möglicherweise gerade von ihm sprechen können, während er an der Thür stand.

Mad. Werner hat sich auf einen empfindlichen, eifersüchtigen Fuß mit uns gestellt. Sie borgt zwar noch Kleinigkeiten, aber seit dem Vorfall mit dem Tranchirmesser hat sie ihren Mann bewegen, selbst einen Kinderwagen anzuschaffen, während sie früher den unsrigen borgten. Ueberdies behauptet Mad. Werner, ihr Junge, der nur 15 Pfund wiegt, und kein Haar auf dem Kopfe hat, soll so gut sein, als unserer! Eine Behauptung, die meine Frau wirklich „lächerlich“ findet.

Als Folge der nachbarlichen Besuche und der genauen Bekanntschaft unserer „Freunde“ mit allen Details unsers Hauswesens, muß ich noch eines Verfalls erwähnen, der mir das liebe Häuschen vollends verleidete.

Eines Morgens nach dem Frühstück gehe ich in den Garten, um meine gewöhnliche Morgenbeschäftigung vorzunehmen, da finde ich den Wirth, der eben fertig geworden ist, meine jungen neugepflanzten Akazien auszugraben. Auf meine opponirende Bemerkung äußerte er, er könne die Akazien nicht leiden. Ich hätte ihn erst um Erlaubniß fragen sollen, und habe jetzt alle Ursache, für die gehabte Mühe ihm dankbar zu sein.

Dankbarkeit war nun eben nicht mein Gefühl, doch schien der Mann wirklich so schmerzlich aufgeregt, daß ich keinen Widerspruch wagte, sondern ein möglichst ruhiges: „Es schadet Nichts!“ hervorbrachte.

Die Freude des Schaffens im Garten war mir somit auch vergällt — meinen Neger aus besten Kräften hinwegphilosophirend, kamen mir Schillers Worte ins Gedächtniß.

„Es kann der Frümmste nicht in Frieden bleiben, Wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt.“

Einen Augenblick hatte ich große Lust, diesem städtischen Mißere von peniblen Hauswirthin und unvermeidlichen Nachbarn den Rücken zu kehren und mich sammt Frau und Kind und Neufundländer auf einer Prairie Nordamerika's anzusiedeln — aber ich war Beamter — es schlug neun — ich mußte aufs Bureau.

Doch mögen diese Zeilen Unerfahrenen zur Warnung dienen. Glaubt mir, es ist tausendmal besser gar keine Nachbarn haben, als zu freundliche.

[2643]

An Hedwig.

1.

Wir sahn verwelt die Blumen sinken,
Und sahn auf's Neu' die Blumen blühen,
Seit unsrer Liebe Sterne blinken
Und hell in unsre Herzen glühen.
Uns nahm der Schmerz der Freude Gaben,
Uns war das Herz von Leiden schwer,
Doch blühten wir uns Lieber haben,
Wir liebten uns noch täglich mehr! —

Ein Baum mit immer grünen Blättern,
Der trotzig seine Krone trägt
Und der in Stürmen, der in Wettern
Nur tiefer seine Wurzeln schlägt,
Das ist die Lieb', die wahre, ächte,
Die aus der Seele Tiefen stummt.
Sie ist die Gluth, die ungeschwächte,
Die leuchtend noch an Bahren flammt.

Sie ist die Harmonie der Seelen,
Die mit des Himmels Luft befeelt,
Dem muß die höchste Wonne fehlen,
Dem solcher Liebe Segen fehlt.
Glückauf, ich hab die Lieb' gefunden!
Sie fülrt mich bis an's Lebensziel
Und haucht mir in gewissen Stunden
Ein frohes Lied ins Saitenspiel.

Emil Rittershaus.

[2652]

[2640]

Erklärung des Modenbildes.

Kinder-Toiletten.

Figur 1. Kleid von glattem pensée Popeline mit Zäcken desselben Stoffes, welches am Rand des Schoofes und der Aermel mit einem breiten Streifen von schwarz carrirtem Moiré garnirt ist. Das Haar ist zurückgekämmt und durch eine schwarze Sammetrolle gehalten, über die von jeder Seite ein Theil des Haares geschlungen ist. Nessilla von schwarzer Chenille, das Hinterhaar bedeckend. Kragen und Aermel von gesticktem Mouffeline. Violette Stiefelchen. Das junge Mädchen, welche der heitern kleinen Gesellschaft zum Tanze aufspielt, ist ungefähr 12—13 Jahre alt.

Figur 2. Mädchen von 7—8 Jahren, welche das Amt übernommen hat, das Notenblatt umzuwenden. Kleid von grauem Tasset mit dunkelgrauen Querstreifen. Die 3 Volants des Rockes, sowie Taille, Berthe und Aermel sind mit dunkelblauen Sammetstreifen garnirt. Die Berthe des ausgeschnittenen Leibchens kreuzt sich vorn und endigt in langen abgerundeten, hinten geschlungenen Enden. Die Aermel bestehen aus einem Puff und einem mit dunkelblauen Sammetstreifen besetzten Volant. Chemiset und Unterärmel sind von gefalteter Mouffeline. Kurze Pantalons mit gestickter Vorte. Stiefelchen von dunkelblauem Satin. Im Haar Schleifen von dunkelblauem Sammetband, die beim Beginn der in Kransform gelegten Flechten angebracht sind.

Figur 3. Knabe von 8 Jahren. Tunika von schwarzem Sammet, vorn und an den Aermeln mit Brandenbourg verziert, die, aus Posamentirborte bestehend, zu beiden Seiten jedes einzelnen Streifens mit Sammetknöpfen besetzt sind. Beinleider von grauem Cashmir mit Seitenstreifen. Kragen von glattem Battist, mit baumwollener Schnur geschlossen, von deren Enden Troddeln herabhängen. Unterärmel von glattem Battist.

Figur 4. Knabe von 12—14 Jahren. Halblanger Rock von dunkelbraunem Tuch. Rothgraue Beinleider aus querstreiftem Stoff. Weiße Weste, grüne Cravatte.

Figur 5. Mädchen von 5 Jahren. Kleid von rosa Tasset mit doppeltem Rock, garnirt mit einem à la vieille gestellten Tassetstreifen. Leibchen ohne Schoof mit einer Berthe, welche vorn und hinten eine Schneppe bildet und wie die kurzen mit einer Schleife angenommen Glockenärmel, auf dieselbe Weise garnirt ist. Kragen und Unterärmel von gesticktem Mouffeline, gestickte Pantalons. Graue Stiefelchen.

Figur 6. Kind von 3 Jahren. Kleid von weißem Jacquett, vorn schürzenartig mit Stickerei geschmückt. Schoof-taille, vorn an den Aermeln und am Schoof ebenfalls gestickt, sowie der kleine Kragen, welcher, vorn sich kreuzend, in langen Enden herabhängt. Hut von weißem Bepel, mit Tassetband garnirt.

Figur 7. Mädchen von 6 Jahren. Kleid von grün und weiß carrirtem schottischen Tasset. Glatter Rock ohne Volants. Schoof-taille, mit Glöckchenfranze garnirt. Weiter Glockenärmel mit Puff. Gestickter Kragen von Mouffeline; Unterärmel von demselben Stoff. Das Haar in Locken, zurückgehalten durch eine braune Sammetrolle.

Figur 8. Knabe von 5—6 Jahren. Mädchen und Basquine von dunkelblauem Sammet, ohne Verzierung. Kragen und Pantalons, abwechselnd aus schmalen Säumen und Zwischenfah gebildet. Braune Stiefelchen. Seinen Hut (Louis XIII.) von braunem Bepel, mit brauner Feder geschmückt, hat der kleine Tänzer auf die Console gelegt. Der am Fenster hängende gesteppte rosa Hut gehört dem Mädchen im rosa Kleide, der schwarz und blaue, auf der Console liegende, der kleinen Rotenummwenderin, und der junge Herr, der Mittelpunkt des kleinen Kreises, wird sich beim Nachhausegehen mit dem schwarzen Hute bedecken. [2617]

Die Resignation.

Von Amely Völte.

Es ist ein Fehler, wenn wir die Jugend mit dem Gedanken aufwachsen lassen, wir Alle wären bestimmt, glücklich zu sein. Eine solche Berechtigung hat Niemand, und wenn wir auf solchen Pfad leiten, den führen wir irre. Das Glück ist eine Blume, die nur dem Einzelnen blüht, und auch diesem nur auf den Höchepunkten erreichter Wünsche, erstrebter Ziele und gehobener Empfindungen. Dauern scheint die Sonne in keiner Zone, und kein Auge würde ihr unverändertes Licht ertragen. Wechsel muß sein, Schatten muß das Licht begleiten und die Nacht dem Tage folgen. Daum auch gewöhne man das Kind zu der Einsicht, daß es eine Bedingung seines Daseins sei, tragen, dulden, überwinden zu müssen, um sich der Ruhe nach der Arbeit, um sich des Errungenen zu freuen und es Glück zu nennen.

Des Knaben Wünsche gehen die Welt an, er strebt nach Dingen, die sich erkämpfen lassen, seinem Willen ist das Glück eine erreichbare Sache. Anders ist es mit dem Mädchen.

Sie muß stille sitzen und warten, was ihr das Schicksal entgegenträgt; sie darf nicht sagen: Ich will. Ihre ganze Berechtigung an das Glück ist: einem Manne unterthan, die Verwalterin seines Hauswesens und ihren Kindern eine treue Mutter zu werden. Klopft er an ihre Thür und sagt: folge mir; und ihr Herz spricht sein Amen dazu, so zieht sie in sein Haus ein, um es nicht mehr zu verlassen, und dieses Haus wird ihre Welt, bis sie es gegen das letzte, engere vertauscht.

Will sie sich diesem Verufe entziehen, will auch sie den Kampf mit der Welt wagen, erringen, erstreben; so steht es ihr frei; sie gewinnt dadurch als Individuum, sie tritt hervor und findet als Persönlichkeit Geltung; aber, sie steht allein, und wenn der Abend des Lebens hereinbricht, so sieht sie sich vereinsamt. Was sie an ihrer Jugend gewann, das blüht sie ein am Alter.

Die Ehe fordert von der Frau die größten Opfer; sie muß sich selbst gänzlich hingeben an ihre Aufgabe, und darf nichts mehr für sich wollen. Mit dem Ja am Altare hört ihre Selbstständigkeit auf. Der Mann will Herrscher sein, sein Wort soll unbedingt entscheiden. Die Natur hat es so gewollt, daß er sich für berechtigt hält, seinen Willen geltend zu machen, daß sein Bestanden, seine Laune, das Gelingen oder Fehlschlagen seiner Pläne, der mißliche Zustand seiner äußeren Lage, — kurz, daß Alles, was ihn individuell betrifft, in der häuslichen

Gimmel wie Gewitter oder Sonnenschein heraufzieht. Da wird dann von der Frau gefordert, daß sie tröste, beruhige, erheitere, und jede kleine Kunst hervorbringe, um den donnernden Jupiter aus seiner Wolke hervorgehen zu sehen. Da soll sie dann lauschen und horchen, und sinnen und warten, wie und wo ein Wort von ihr am rechten Plak sei, wo sie schweigen und wo sie endlich reden dürfe.

Das Mädchen, welches in der Ehe nur Glück sucht, findet sich nur gar zu oft getäuscht. Glück findet sie nicht immer, aber doch ist es der bessere Theil, den sie als Lebensaufgabe wählen kann. Sie muß schwere Jahre durchleben, sie muß mit Sorgen kämpfen, muß Lasten tragen, die ihr oft unerträglich scheinen; doch bleibt der Lohn nicht aus, er beruht in dem Bewußtsein erfüllter Pflicht, mit dem sie zurückblickt, wenn sie ein Stück Weges hinter sich hat. Ihre Jugend schwindet ihr, und sie klagt, daß sie sie nicht genossen. Kinder hat sie geboren, und an ihrer Wiege die Nächte durchwacht; gelitten hat sie körperlich viel, Sorgen hat sie getragen, und wo Andere dem Vergnügen nachgogen, oder die Welt durchstreifen, da mußte sie die Hüterin des Hauses sein; dazu gehört Muth, Muth im Selbstvergeben, Muth, sich einem Muth zu unterwerfen, das Naturgesetz ist. Wie aber sollen jene Mädchen diesen Muth finden, die aus dem elterlichen Hause mit dem Gedanken scheiden, jetzt frei zu werden, und sich in das bunte Leben zu stürzen, geschützt von einem Gatten, der ihnen anbetend zu Füßen liegt? Solchen steht nur Täuschung bevor. Die Ehe eringt der Frau keine größere Freiheit, sondern nur eine andere Art von Abhängigkeit. Sie ist eine Sklaverei im schönsten Sinne. Je mehr die Frau den Mann liebt, je mehr wird sie ihm unterthan sein, und an seinen Blicken hängen; je mehr wird sein Wollen und Wünschen ihre Gesekestafel ausfüllen.

Wie sie sich auch sträube, auf diese Art in dem Manne aufzugehen, es wird vergeblich sein, und nichts erreicht sie, als den häuslichen Unfrieden. Wie der gefangene Vogel, welcher seine Flügel gegen die Wände seines Käfigs schlägt, nur seine Federn abstößt, ohne die Stäbe zu verletzen; so auch schadet sie nur sich selbst in diesem Bemühen, denn je sanfter, gefügiger, liebevoller die Frau ist, je höher wird sie der Mann in seinem Herzen tragen, und so wie des Lebens Bogen sich ebnet, so wie die Pulse langsamer gehen und der Kampf mit der Welt nachläßt, wird er sich mehr und mehr seiner sanften Gefährtin anschließen, wird mit ihr von der Vergangenheit reden, die sie ja allein seine Erinnerungen theilt, und so unzertrennlich alles mit ihr theilen wollen, daß sie sich wohl gesehen muß: sie sei ihm mehr als in den Tagen ihrer Jugend, er liebe sie besser, wärmer, reiner, als es der Jüngling that, sie sei ihm seine Welt, sein Alles jetzt geworden, und habe auch zu werden es verdient.

Auch eine unglückliche Ehe, mit ihren vielen, vielen bitteren Kämpfen, wird endlich dies erzielen, mit echtem Wollen und Berzichten von der Frau, wo das Muth des Lebens sich vernehmen läßt. Dazu gehört aber, daß man die Mädchen nicht für das Glück erziehe, sondern für die Entsagung, und sie darauf hinweise, daß nicht im Kloster, nicht in Bethanien, sondern in der Ehe diese von ihnen gefordert werde; daß der Mann den Egoismus, die Frau das Selbstvergeben personificire. [2611]



Pariser Kindermoden.

Die Tage der Sorgen.

Von Marie L.

Wie viele von Euch, meine geliebten Leserinnen, haben die oben stehenden Worte schon in ihrem ganzen Umfange empfunden?

D gewiß nur diejenigen, die in reiferen Jahren, oder doch auf der Grenze der Jugend stehen, denn der rosig goldene Jugend ist ja alles nur Spiel und Scherz und ihre „Sorgen“ gehen wie leichte Wölken an ihrem Frühlingshimmel vorüber, und dienen nur dazu, den Glanz ihrer Sonne desto heller hervortreten zu lassen.

Aber einmal kommen sie doch für uns Alle, die Tage der Sorgen, dem Einen früher, dem Andern später, dem Einen schwerer, dem Andern leichter, in verschiedener Gestalt, je nach der verschiedenen Individualität und Lebensstellung des Einzelnen. Glaubet nicht, Ihr, die Ihr in wohlgeordneten glücklichen Verhältnissen geboren, mit Gesundheit, Schönheit und Talent begabt seid, daß die Sorgen Euch nicht erreichen würden! Sie werden Euch finden, mitten im Genuße Eures Glückes, Eure Zeit wird kommen, in der Ihr die harten, aber wahren Worte der heil. Schrift empfinden werdet: „Es werden Tage kommen, von denen Ihr sagen werdet: sie gefallen mir nicht.“ Eine weiße Vorhebung hat es so angeordnet, daß jedes ihrer Geschöpfe diese Tage der Noth und des Kummer kennen soll, wir bedürfen ihrer zur Reife unsres Verstandes, zum Beweise unsres Glaubens, unsres Charakters und unsres Muthes! Empfangen wir also diesen Feind unsrer Ruhe nicht unvorbereitet, gewöhnen wir uns bei Zeit ihn ins Auge zu fassen, damit wir bereit sind, ihm zu begegnen, wenn er einst uns nahe tritt!

Die kleinen Sorgen beginnen eigentlich mit dem ersten Kindesalter schon, und je besser und gewissenhafter ein solch junges Gemüth ist, um so schwerer wird es deren Gewicht empfinden. Sobald das Kind zur Schule geht, kennt es ein Streben; es will und muß vorwärts kommen, es hat zu kämpfen mit seiner Trägheit, mit seinem Hang zum Klaudern, mit seiner Vergesslichkeit, es sieht sich von Andern überflügelt, und der Druck der ersten Sorgen senkt sich schwer auf sein Kinderherz herab. Welche Verzweiflung, Angst und Noth empfindet nicht ein lebendes Kind während seiner Schulzeit? ein verlorenes Heft, eine schlechte Nummer im Sitterbuch, eine Zurechtweisung, eine Strafe, bereiten dem Kinde die heftigsten Seelenschmerzen und belehren es frühe schon, dem Leben eine ernste Seite abzugewinnen. Und doch! — Kindertränen! Wie süß schläft ein Kind nach seinem ausgeweineten Kummer, wie rosig träumt es! Wie dehnt es sich und lacht den neuen Tag entgegen, kaum noch das Andenken an den gestrigen Kummer bewahrend. Wie schnell legen sich die Wogen des wildesten Schmerzes, den es während der Schulstunden empfunden, wenn das Glöckchen tönt und es heimlich zu Eltern und Geschwistern, zu den Freunden des Abends.

Die Schulzeit geht vorüber, das Kind streckt verlangend seine Hände aus nach jener Zeit: erwachsen sein, alle Tage Ferien! Hinter diesen goldenen Worten liegt für es ein Feenmärchen, das es erst ahnend empfindet, allein es hebt vor Wonne bei dem bloßen Gedanken daran.

Uebergehen wir die Jugend, schildern wir nicht mit matten Worten, was Dichter und Sänger aller Zeiten besungen! Glückselig, wer ein Jugendleben gehabt, wenn nicht ein verber Nachtrost die Blüten seines Lenzes zerstörte!

Doch auch die glücklichste Jugend glaubt ihre Sorgen zu haben: Ob der Papa den gewünschten Urlaub bekommt, von dem die Badereise abhängt, ob dieser oder jener Stoff noch zur rechten Zeit eintreffen wird, um für das Fest benutzt zu werden? Es stirbt ein entfernter, nie gefamter Vetter zu Anfang der Saison und zwingt uns, während dieser ganzen Zeit in Trauer zu erscheinen, ach, das sind Sorgen, schmerzliche Ereignisse, die ein junges Mädchenherz tief aufregen können.

Nach den ersten Jugendfreuden kommt auch bei den Glückseligsten und Sorglossten unsres Geschlechtes eine Zeit der Ernüchterung, der Ermüdung! Tanz und andere immer noch geliebte Zerstreuungen verlieren etwas von ihrem Werthe, ein Streben nach etwas Ernsterem, Wesentlicherem wird wach, und wächst mit jedem Tage. Wir möchten diese Periode die Zeit des Nachdenkens nennen; das junge Mädchen überschaut, was es schon genossen, ohne eigentliche innere Befriedigung dabei empfunden zu haben, und sieht mit Ernst auf die Bahn, die es noch vor sich hat. Diejenigen, die in jener Zeit schon durch Bande der Liebe gefesselt sind, die ihnen in der Zukunft ein glückliches Familienleben verhessen, füllen diese Zeit wohl aus mit Vorbereitungen für ihr künftiges Haus, mit Hoffen und Wünschen und dem Erlernen so mancher Geheißlichkeit, die früher vernachlässigt, jetzt als nothwendig zu wissen sich herausstellt. Was sollen aber die beginnen, denen kein solches Ziel in der Ferne winkt, und die dennoch den Ernst des Lebens ahnen und sich nach der Kraft sehnen, denselben zu tragen? — Sie sollen nicht zurückfallen in die Zerstreuungen des täglichen Lebens, die innere Mahnung nicht überläuten durch Tand und Schminn er, sondern sie pflegen und groß und stark machen durch tägliche Erneuerung des Gedankens: Was soll ich beginnen, wenn das, was ich jetzt besitze, mir entrispen wird? Bin ich auch gewappnet, wenn ein Unglück, wie ich es täglich bei Andern einkehren sehe, auch bei mir anklopft? Es ist nicht damit gesagt, daß solche Gedanken überwiegend werden sollen, daß sie durch ihre beständige Gegenwart den Glanz des noch lachenden Glückes trüben oder verdunkeln sollen, aber klug und rathsam ist es, sie, wenn sie von selbst aufsteigen, nicht zurückzubringen, sondern sie nach allen Seiten hin klar durchzudenken, und Entschlüsse zu fassen.

Es ist eine häufige Erscheinung in unsrer Zeit, daß Mädchen von 20—22 Jahren, in guten, ja glänzenden Verhältnissen, sich mehr von der Welt zurückziehen, anfangen zu lernen, zu studiren, ein oder das andere Talent auszubilden, und sich der Sache einer zweiten eignen Erziehung mit ganzem Ernste zu widmen. Sie gehören zu den klugen Jungfrauen, die bei Zeit für das Del der Lampe sorgen, damit solche nicht zur Unzeit verlösche.

Vielleicht bleiben solchen Vorbereiteten die Sorgen fern; vielleicht lächeln sie selbst, in der Mitte des Lebens in glücklichen Verhältnissen sich befindend, über die Besorgnisse ihrer Jugend, aber haben sie denn ausgelebt? kann denn nicht am Abend ihres Lebens eine Zeit über sie hereinbrechen, wo sie an ihren früh erworbenen Kenntnissen eine Stütze suchen müssen, und wäre es nur im Wiederunterrichten ihrer Kinder? D zählt fest darauf,

meine theuren Leserinnen, einmal im Leben kommen die Sorgen, die schlaflosen Nächte, die kummervollen Stunden; wohl denen, die dann außer dem Trost von Oben, auch die eigne innere Kraft anrufen können und nicht zu verzweifeln brauchen, wenn sogenannte Freunde sich zur Zeit der Heimsuchung zurückziehen.

Sehen wir aber auch nach den thörichten Jungfrauen, denen gleich den klugen einst die Bedenken wegen der Zukunft aufstiegen, die sie aber zu vergessen suchten im Strudel der Genüsse, die die warnende Stimme überlöteten mit dem Geräusch der Welt. Seht, wie sie halbtos zusammenfallen bei dem geringsten Anstoß des Schicksals, wie ihre Wangen erbleichen, und ihre ganze Anmuth schwindet bei der nahenden Gefahr; wie sie sich an die Trugbilder ihrer ersten Jugend klammern, und eine günstige Wendung ihres persönlichen Schicksals erzwingen wollen, weil sie sich dazu berechtigt glauben! Ist sehen wir solche Mädchen, gesenkten Blickes, in ein schmachvolles Eheband willigen, das sie zur Zeit ihrer Glanzperiode mit Entrüstung von sich gewiesen haben würden, nur um den täglichen Sorgen zu entgehen.

Wacht deshalb, Ihr glücklichen jungen Mädchen, seid der Ansehung, seid der Sorgenstunden gewiß! lernt und bereitet Euch vor, sie zu ertragen, sammelt Euch Kenntnisse und Fertigkeiten, die Euch zur Zeit der Gefahr als Panzer dienen, um den Widerwärtigkeiten des Lebens zu begegnen.

Aber auch an Euch ergeht mein Wort, die Ihr so recht tief geborgen seid im Schooße des Familienglückes und der Wohlfahrt! Seid mild und edel, wenn Jemand aus Eurer Umgebung von den Sorgen tagen heimgesucht wird, und bei Euch Hilfe sucht! Helft mit Rath und That, und könnt Ihr beides nicht, dann spendet ein freundliches, ermutigendes Wort, vor Allem aber enthaltet Euch der Vorwürfe, die, verdient oder unverdient, im Augenblicke der Gefahr zu nichts dienen als dem Hilfesuchenden seine Noth doppelt fühlbar zu machen; sie fallen in der Stunde Eurer Sorgen Euch schwer aufs Herz, während, wenn Ihr stets mit aller Kraft Andern geholfen, Euch das Andenken daran eine feste Stütze bieten wird, die Euch gleichfalls Freunde finden läßt, mit deren Hilfe Ihr glorreich überwinden werdet: „die Tage, die Euch nicht gefallen.“

[2653]

Weihnachts-Arbeiten.

Sei gegrüßt, du lieber nordischer Winter mit deinem Schneegewand, dessen blendenden Schimmer du mit rauher und dennoch liebender Hand über unsre des Schmutzes entkleidete Erde breitest, damit die Saat des neuen Jahres, unter der schützenden Hülle geborgen, der Zeit des Wachstums und Blühens langsam und sicher entgegenstehe. — Sei gegrüßt, du strenger Winter, wir haben dich dennoch lieb, wenn du gleich das weite Reich der freien Natur, welche uns mondenlang die süßesten Freuden empfinden ließ, als unumschränkter Gebieter allein beherrschest, und das Höchste für uns zu thun glaubst, wenn du „erträglich“ bist.

Und doch giebst du uns viel, sehr viel, indem du uns Alles nimmst, was von Aussen her uns erfreute; du verwirfdest uns damit auf das eigene Haus, auf das eigene Herz und lehrstest uns, dort einen Frühling voll Freude, Glück und Liebe erblühen zu lassen, welcher für den mangelnden äußeren erschädigt; ja du thust noch mehr, du bringst uns das Weihnachtsfest und darum sei doppelt gegrüßt, du freundlicher, strenger Winter!

Ein Winter ohne Weihnachtsfest! Wie unsagbar traurig wäre ein solcher — er wäre wie ein Tag ohne Sonne, wie eine Kindheit ohne Spiel, wie eine Wüste ohne Oase, wie ein Leben ohne Hoffnung! Der Mensch, der nicht mehr Weihnacht feiert, der sich weder gebend, noch empfangend, weder in der Freude der Gegenwart, noch in der wehmüthigen Lust der Erinnerung an diesem schönsten aller Feste betheiliget, ist wahrlich ein armer Mensch! ärmer vielleicht, als das frierende Welterkind, welches den leuchtenden Christbaum auf dem Tische des Reichthums durchs Fenster betrachtet, und sich weinend einen kleinen Theil der verschwenderisch dort ausgebreiteten Herrlichkeiten wünscht. — Wie schön, daß gerade im Eis des Winters diese wärmste aller Freudenquellen, die Quelle der Weihnachtsfreude, hervorbricht, und wie ein wohlthätig berauscherndes Getränk durch die Adern und Herzen des großen Menschenkörpers: der Christenheit, fließt, hier fleißige Hände zu noch rascherer Thätigkeit beflügelnd, zu Werken der Liebe und des Wohlthuns, dort ein starkes Gemüth für das Wohl der Nebenmenschen erwärmend; hier das Kinderherz schwellend in der Freude der Erwartung, dort das Elternherz in der Seligkeit des Gebens.

Welch freudig geheimnißvolle Regsamkeit herrscht in der Zeit, die dem Weihnachtsfest vorangeht; die ersten Schneeflocken werden mit Jubel von den Kindern begrüßt, das erste Eis nicht minder, und wenn ein Bedauern in den kleinen Herzen dabei aufsteigt, ist es nur eine Art von Befürchtung, die Schlittenbahn und die Eisbahn möge früher fertig sein, eh der Weihnachtsmann noch Schlitten und Schlittschuhe gebracht hat. Und die Mütter, die erwachsenen Schwestern erst, was haben die zu thun! Wie wollen die Tage, die langen Abende nicht ausreichen zu all den Arbeiten, welche bestimmt sind, am Weihnachtsabend Freude zu bereiten; oft muß die Nacht zu Hilfe genommen, die Ruhe geopfert werden, und es geschieht gern, denn es ist ja „zu Weihnachten.“

Es ist ein schönes Vorrecht der Frauen, ihren Lieben durch Werke ihrer Hände Freude bereiten zu können, und wahrlich, zahllos sind die Gegenstände, welche weiblicher Scharfsinn erfindet und verfertigt, und zahllos die, denen er wenigstens den Schmuck einer zierlichen Arbeit giebt, wo die Nothwendigkeit dieselbe nicht bedingt. Mancher Artikel für den täglichen Gebrauch wird mit einer Stickerie versehen, nur um demselben als Geschenk von liebender Hand höhern Werth zu geben; wie manches Requisite des Luxus wird auf die Liste des „Nothwendigen“ gesetzt, nur um als „nützlichem Weihnachtsgeschenk“ zu gelten; und Dank unserer Cultur und der Arbeitslust weiblicher Hände: das Register so disantnützlichem Weihnachtsarbeiten ist zu so ansehnlicher Größe gediehen, daß ein Gegentheil gar fast nicht mehr existirt.

Und das ist sehr natürlich, denn wo gäbe es bei den tausendfachen raffinierten Bedürfnissen unsrer Existenz ein noch so phantastisches Erzeugniß des industriellen Fleißes, das sich nicht brauchen ließe? und was sich brauchen läßt, ist nützlich.

Gleichwohl ist die hohe Weihnachtszeit für manche Frauen und Mädchen eine sorgenvolle Zeit; wir meinen sorgenvoll im schönsten Sinne. Es giebt so viele Lieben zu beschenken, an jedem Geschenk möchte die Hand wenigstens in etwas thätig sein, auch soll keine Monotonie in den Gaben herrschen, Nichts fürzlich Empfangenes zum zweiten Mal dargeboten werden; o das ist eine Sorge, eine schwere Sorge, von der auch vielleicht Manche unserer Leserinnen sich jetzt bedrückt fühlt.

Es wäre nicht unmöglich, daß es in unserer Macht stünde, ihr die „Sorge der Weihnachts-Arbeiten“ in etwas zu erleichtern, wenn sie uns Gehör schenken will, denn in der langen Reihe zierlicher und nützlicher Arbeiten, die wir namentlich anzuführen gedenken, blühte wohl eine oder die andere sich als passendes Geschenk erweisen.

Zuerst wollen wir das weite Gebiet der Tapissier-Arbeiten einer Beschaung unterwerfen.

Es ist dies ein Zweig der weiblichen Luxus-Arbeiten, der seit Jahrhunderten schon mit Liebe gepflegt ward, wenn auch die Art des Materials und die Weise der Arbeit selbst sich, wir können es nicht leugnen, zum Vortheil verändert hat. Die Ausführung der Stilmuster ist zu so hoher Vollendung gediehen, daß eine treu nach ihnen copirte Stickerie eine beinahe künstlerische Befriedigung gewährt. Zu den größten Werken der Tapissierie gehören die Teppiche, welche theils in Arabesken, theils in kolossalen Blumenmustern gestickt werden. Nächst diesen die Densschirme, welche in Mustern der verschiedensten Gattung neben der Anwenburg bunter Wolle und Seide auch die von Perlen gestatten, wie überhaupt Perlen ein fast unerläßlicher Schmuck der Damen-Arbeiten sind, nicht nur in Vereinigung mit Wolle und Seide in Kreuzstickereien, sondern auch in der sogenannten Perlenplattstickerei, welche an Zeitungsmappen, Lambrequins, Dreillers, Madelfissen, Lampentellern, Federwischern und einer Menge eleganter Kleinigkeiten jetzt mit besonderer Vorliebe angewandt wird. Die Perlenplattstickerei kann nicht nur auf Sammet, Cashmir oder Tuch, sondern auch auf seinem Leder ausgeführt werden, was sie zu Notizbüchern und Portemonnaies geeignet macht. Der Bazar hat schon so vielfach Anleitung zu dieser Arbeit gegeben, daß wir nur 2 Nummern anführen wollen, in denen eine genaue Beschreibung derselben zu finden (Nr. 6. Seite 44. Nästissen, und Nr. 30 Seite 234. Nästissen). Nothwendig ist zu Perlenplattstickerei in weißer Schattirung stets der beliebteste, obgleich auch braun, schwarz und blau, besonders in Sammet, zuweilen als Grundfarben gewählt werden.

Von der Mode in gleichem Grade begünstigt wird die Applicationsarbeit, welche man an Dreillers, Zeitungsmappen, Lesepulten, Herrenmützen, Tragehändern, Schuhen u. s. w. angewandt findet.

Bei Gelegenheit der Schuhe, diesen als Weihnachtsarbeit so wichtigen Artikel, müssen wir bemerken, daß Thierhäute in Tapissierie jetzt häufig, besonders in Herrenschuhe, gearbeitet werden; die betreffenden Muster stellen diese Häute zuweilen in Arabesken, zuweilen in Blätterumgebung dar.

Von hoher Bedeutung in der Reihe der Weihnachtsgeschenke sind die Häkelarbeiten, sowohl in Wolle, in Seide und Perlen als auch in weißer Baumwolle, sowie Filet- und Strickarbeiten. Unsrer Zeitung liefert unausgeseht Häkel-Deffins der verschiedensten Art zu Sopha- und Tischdecken, zu Antimacassars, zu Börsen, Herrenmützen, Gravatten, Federwischern, Lampenmützen. Doch machen wir die Leserinnen noch besonders aufmerksam auf das reizende, in Nr. 40 enthaltene gehäkelte Knabenmütchen, welchem wir nächstens ein gehäkeltes Knabenmütchen eigenthümlich neuer und moderner Façon folgen lassen werden. Gestickte und gehäkelte Kragen, zierliche Pulswärmer, filirte und gestrickte Unterärmel, Hauben und Franchons werden wir gleichfalls unsern Leserinnen in Abbildung und Beschreibung vorlegen, natürlich noch früh genug, daß sie dieselben als Weihnachtsgeschenke benutzen können.

Gestrickte Shawls, kleine und große, sind für die Winterzeit stets ein willkommenes Angebinde, gleich nützlich für Herren, Damen und Kinder und eben so leicht als belohnend zu arbeiten. Recht eigentlich für den Winter brauchbar sind die Fuchstaschen; ja sogar die Jagdtaschen und Flintenriemen dürften, da ihnen noch vom Schluß des Jahres ab eine geraume Zeit der Wirksamkeit bevorsteht, immerhin ein willkommenes Christgeschenk sein, obgleich ein gutes Theil der Jagdfreuden schon genossen ist, wenn die Lichter des Weihnachtsbaums sich entzünden. Tabaksbeutel und Cigaretentaschen dagegen sind Gaben, welche von den Herren aller Stände zu allen Jahreszeiten gleich geschätzt werden.

Arbeitskröbchen und Arbeitsbeutel nehmen im Repertoire der Damen-Accessoirs ungefähr den Platz ein, welchen Tabaksbeutel und Cigaretentaschen in dem der Herren, und wie verschiedener Art ihre Form und Anfertigung, haben wir durch Mittheilungen in unsrer Zeitung schon mehrfach dargelegt. Die meisten der jetzt üblichen Arbeitskröbchen erfordern ein Drahtgestell und werden bekannter Weise mit böhmischem Perlen oder mit Pfundperlen bekleidet. Böhmisches Perlen sind überhaupt ein Material, welches in ungläublicher Menge zu Kröbchen, Klingelzügen, kleinen Tischdecken, Lambrequins u. dergl. verwandt wird.

Sehr wichtig für die Damen-Arbeiten dieser Saison, wenn gleich in untergeordnetem Verhältniß, sind die Drahtgestelle, welche die Grundlage vieler zierlichen Artikel bilden; wir führen außer den vorerwähnten Kröbchen nur noch an: Gardinenhalter, Serviettenringe, Lichtmanschetten, Klingelzuggriffe, Lampenteller u. s. w. Arbeiten, zu denen unsere Zeitung theils schon Vorlagen gebracht hat, theils in den folgenden Nummern bringen wird.

Wie immer sind die Lampenteller auch in diesem Jahre das Thema weiblicher Kunstfertigkeit, welches sie mit größter Vorliebe bis ins Unendliche zu variiren scheint, und namentlich sind es die Lampenteller-Verzierungen, denen die Erfindungsgabe stets neue Formen zu geben vermag. Was in diesem Genre Mittheilenswerthes erscheint, werden wir unsern Leserinnen in Abbildung und Beschreibung geben. Im Allgemeinen sind die diesjährigen Lampenteller sehr groß, fast durchgängig rund, häufig mit etwas aufgebogenem Rand vermittelst Drahtgestells, doch eben so häufig auf Pappe, mit glatt aufliegendem Perlenrande gearbeitet.

Etuis verschiedener Art, als Cigarren-, Zahnstocher-, Visitenkarten-, Brillen-Etuis, Notizbücher, Treforseintaschen, Wandkalender werden entweder in

Perlen auf Papiercanevas, oder auch auf Seidencanevas mit petit point gearbeitet und hat man den Gebrauch, bei Notizbüchern, Etuis u. s. w. die Stickerei im Innern anzubringen, noch größtentheils beibehalten. Zu Wandtörchen, Zeitungstaschen, Handschuh- und Arbeitskästchen, zu Schreib- und Noten-Mappen, zu Schlüssel-, Theelöffel- und Messergründen, Postkästen und Whistmarken, Mehlspeisenringen und Serviettenhaltern werden, wie schon bemerkt, Perlen mit besonderer Verliebe angewandt, doch lassen sich viele der hier genannten Gegenstände auch in Tapissier- oder Application arbeiten.

Für seine Stickereien bunter Blumen in natürlichen Farben auf Seidengaze bezieht man sich zu den grünen Blättern häufig der Chenille, welche jedoch nur in halbem Kreus sich genährt wird, da die traufende Chenillefäden dennoch den Stich vollkommen deckt. Die Blumen dagegen werden aus farbiger Seide in Gobelinstich gearbeitet, ein Stich, der bekanntlich 2 Canevas fäden hoch und einen Faden breit gestickt wird, so daß 2 Gobelinstiche den Raum eines Kreuzstichs einnehmen.

Um Gegenstände zu Christgeschenken aufzufinden, dürfen wir nur die einzelnen notwendigsten Möbel eines fashionablen Zimmers betrachten — den Schreibtisch, den Nähtisch, den Spieltisch. Läst der erste sich mit Briefbeschwerer, Lesepult, Oblat- und Federkästchen, mit Uhrhalter, Kalender, Wachstocherbüchse, Briefmappe und Kerzleuchtern ausstatten, kann ein Papierkorb ihm sogar noch zur Seite gestellt werden, so darf der Nähtisch mit nicht minder hübschen und nützlichen Apparaten weiblichen Fleißes ausgestattet sein, z. B. Nadelbuch, Nadelkasten, Etuis zu Seide und Stidbaumwolle, Parfümflößen, Roskissen u. s. w. Bei Gelegenheit des letzterwähnten machen wir die Leserinnen auf ein Paar allerliebster Stiefeln von rethem Casimir mit weißer Perlenstickerei aufmerksam, welche in Nr. 46 des Bazar erschienen und jedem Nähtisch als Zierde zu wünschen sind, obgleich sonst Stiefeln gewöhnlich nicht auf dem Tische ihren Platz finden. Die Ursache, welche diese Casimirstiefeln zu solchem Ehrenplatz erhebt, ist allein die, daß sie nicht eigentlich Stiefeln, sondern Roskissen und Nadelbuch sind, welchen die Maske übrigens sehr gut steht, wie der Augenschein giebt.

Für Spieltisch kann mit Kartenspreße, Whistmarken, Postkästen bedacht, ja sogar als Schachbrett gestickt werden. Das Canevas bietet Raum für Dreilecker, Antimacassar, Schlummerrollen; gestickte Sessel und Fußbänke tragen zur Behaglichkeit und Eleganz des Zimmers bei; im Schlafzimmer ist ein Negligékorb, kleine Bettdecke, Wandtasche und Garbenhalter anzubringen, (in der Correspondenz von Nr. 39 ist derselbe genauer beschrieben), ja sogar die Waschkammer kann mit zierlichem Geräth geschmückt werden durch gehäkelte Klammertaschen und Beutel zu feiner getragener Wäsche, welche ganz nach Art der früheren sogenannten Stridtrübchen verfertigt, mit Fischbeinreifen ausgepannt, und zum Gebrauch an einen nicht zu schwer zu erreichenden Nagel gehangen werden.

Die Weißstickereien bleiben uns noch zu erwähnen übrig, dieses weiteste und in unserer Zeitung zur Genüge gepflegte Feld weiblicher Kunstfertigkeit. Wir dürfen nur auf die Nummern und Supplemente des Bazar verweisen, um gewiß zu sein, damit unsern Leserinnen jede nur erdenkliche Hinweisung auf Weihnachtsgaben der erfreulichsten Art gegeben zu haben.

[2642]

Eine nützliche Kunst.

Ohne Zweifel ist unsere Zeit auch in Rücksicht auf die Bildung des weiblichen Geschlechtes eine hervorragende zu nennen. Die Frauen treiben Wissenschaften und Künste mit rastlosem Eifer, und doch giebt es einen Zweig des Wissens, welcher von vielen unserer jungen Damen vernachlässigt wird, obgleich er in seiner Vollendung eine wirkliche Wissenschaft, eine hohe Kunst sei eben nur eine Beschäftigung für „gemeine Leute“, welcher sich hinzugeben, weder notwendig noch ehrenhaft.

Erwahnungswürdig ist, daß vielleicht manche unserer Leserinnen das Erlernen der Kochkunst als „unter ihrer Würde“ halten möge, wollen wir doch nicht unterlassen, einige Worte zu Gunsten dieser wichtigen, nicht genug zu ehrenden Kunst zu sagen, selbst auf die Gefahr hin, mit Kopfschütteln und Schmolzen angehört zu werden.

Vielleicht wird es Manche überleben finden, die Geschicklichkeit in Vereitung der Speisen eine „Wissenschaft“, eine „Kunst“ zu nennen, und doch ist ihre Erlernung von so unbegrenzter Wichtigkeit für das häusliche und Familienleben, daß man ihren Werth kaum überschätzen kann.

Viele Annehmlichkeiten des Lebens, viele seiner tiefsten Interessen stehen mit der Ausübung dieser Kunst in so genauem Zusammenhang, daß es kaum zu begreifen ist, wie die Frauen, ihren und der übrigen Vortheil gänzlich verkennend, sie den Händen ungebildeter und unwissender Personen überlassen können.

Auch der zarteste, feinste menschliche Körper erfordert fortwährend die Unterstützung irischer Nahrung, um ein thätiges Werkzeug der Seele zu bleiben; das Wohlsein des Geistes steht in so unzertrennlichem Zusammenhange mit dem des Körpers, daß eine Vernachlässigung des letzteren durch schlecht bereitete, ungesunde Speise auch den Geist seiner Spannkraft beraubt, und wenn nicht wirkliche Krankheit, so doch jenes freudlose Uebel häuslichen Glückes: „üble Laune“ hervorbringt, welche oft schlimmer als Krankheit, den Frieden des Hauses untergräbt.

Ein Temperament, welches ganz unabhängig von äußeren Einbrüden, vom Wohlsein oder Uebelbefinden des Körpers, die heitere Stimmung festhält, gehört zu den seltenen Erscheinungen; im Allgemeinen nimmt die Stimmung der Seele ihre Färbung von Bildern, Genüssen oder Einbrüden, welche durch das Thor der Sinne zu ihr gelangen. Die überfeine Sentimentalität mancher Damen will nicht zugeben, daß es ein ehrenwerthes Streben sei, durch sorgfältig bereitete Speisen den Gaumen zu ergötzen — eine Verirrung des Idealismus, der sich selbst Lilien strafft, indem er wohl schmeckende Kost der Übelstimmenden vorzieht.

Die Kultur in ihrem Fortschritt hat auch die Region der Küche nicht vergessen, und die Kochkunst hat, wie Alles, was für den Genuß des Lebens arbeitet, das Nachdenken, den Geist

in ihr Bereich gezogen. Mit der Bildung des Geistes geht die Verfeinerung der Sinne Hand in Hand. Das Auge verlangt durch seine Umgebungen angezogen werden, es will „Schönes“ sehen, das Ohr fühlt sich verletzt durch rauhe, disharmonische Töne, es verlangt nach Harmonien, nach Worten, nach Klängen, die es angenehm und wohlthuend berühren; wir umgeben uns mit Lüften, die dem Geruchssinn schmeicheln, wir vermeiden, was unserm inneren oder äußeren Gefühl in Unbehagen könnte, warum soll es dem Geschmack verwehrt sein, auch seinen Antheil an Genuß zu haben, den die übrigen Sinne beanspruchen dürfen?

So lange Geist und Materie im Wesen des Menschen ihre Wechselwirkung üben, wird ein wohlberichtetes Mahl Heiterkeit um den Tisch verbreiten, und ein verdorrenes, übelst riechendes Unmuth und Unzufriedenheit erzeugen. Darum ist es nicht weise von den Mäddchen und Frauen, wenn sie die Uebung der Kochkunst als unwichtig ganz außer Acht lassen; es ist eine Kunst, die oft mehr, als wir فکر ins Leben eingreift als alle andern, die man unter dem Namen der „schönen Künste“ zusammenfaßt.

So profaisch es klingen mag, ist es dennoch wahr, daß eine Frau ihren Mann durch eine pikante Sauce oft mehr zu fesseln vermag, als durch den pikantesten Wit, daß sie ihrem kranken Kinde durch eine stärkende Suppe mehr nützen kann, als durch eine wohlgeschmeckte Liebe, daß eine Tochter die alternden Eltern durch nahrhafte Speisen mehr zu kräftigen im Stande ist, als durch den tadellosen Vortrag einer Opernarie oder Konzertsänger Variationen.

Wenn unsere jungen Damen die Wahrheit sich recht klar machen, wie sehr namentlich im Mittelstande Erfahrung in der Kochkunst zum Glück der Häuslichkeit und folglich des Lebens beiträgt, so würden sie der Erlernung dieser wichtigen Kunst gern einige Stunden des Tages opfern.

Wie wichtig die Kochkunst sei, haben sogar geistreiche Frauen aller Stände bewiesen, und selbst Prinzessinnen verschmähten nicht, sich in dieser nützlichen, erwerbenden Kunst zu üben.

Thun wir einen Blick in den königlichen Haushalt zu London, so sehen wir, wie die kleine Prinzessin Victoria, jetzt Verlobte des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, in ihrer kleinen Küche, mit ihren feinen Händchen Johannisbeergelee kocht, und Kuchen bäckt, und glücklich ist, ihre jüngeren Geschwister mit den selbstbereiteten Leckerbissen bewirthen zu können. Was hier harmloses Spiel ist, kann auch im Ernst des Lebens eine Rolle spielen.

Die Junge ist ein gar bedeutendes Glied des Menschen. Sie kann nicht nur schmeicheln, sie will auch geschmeichelt sein, und wer diese Kunst mit andern Worten, die wahre Kochkunst, versteht, ist im Besitz eines Talismans, der ihm Bedeutung verschafft.

Frau v. Maintenon, die kluge Geliebte Ludwig XIV., fesselte die Neugier des Königs aufs Neue durch die Entdeckung eines delikaten Fleischgerichts. . . . und wie oft, wie oft ist auf der Erde, bei der aus Fleisch und Geist gemischten Menschennatur, der Magen der Fürsprecher des Herzens.

Uebt die Kochkunst, denn es ist eine wichtige Kunst. Nicht ist es erforderlich, daß eine Frau ihr ganzes Leben in der Küche zubringe, und neben dieser Beschäftigung nicht Sinn und Zeit für andere Arbeiten und Freuden behalte. Doch sie soll es nicht unter ihrer Würde finden, bei allen in der Küche nöthigen Geschäften die genauesten Anordnungen zu geben, und selbst mit Hand anlegen, wo es nöthig. Eine Frau muß bedenken, daß es eben so thöricht als unricht ist, das Wohlsein ihres Mannes und ihrer ganzen Familie, häufig auch ihren pecuniären Vortheil oder Nachtheil in dienende Hände zu legen, die oft ungeschickt, und nicht stets treu sind.

Ein mit wohlstimmender Speise besetzter Tisch ehrt die Hausfrau und ist gleichsam der Altar, um den sich Frohsinn und Gesundheit als Süßen häuslichen Glückes ranken*).

[2649]

* Wir wollen nicht unterlassen bei dieser Gelegenheit unsere norddeutschen Abonnentinnen auf das vortheilhafte „Illustrierte Kochbuch von Friederike Ritter, 1670 Recepte enthaltend, Preis 1 Thlr.“ aufmerksam zu machen. Das Buch ist bei Schotte u. Co. in Berlin erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben. Die Redaction.

Die Begrüßungsmode beim Niesen.

Von G. A. Ritter.

Der Gebrauch, Jemandem Glück zu wünschen, wenn er niest, ist so alt, daß schon zu Alexanders des Großen Zeit der gelehrte Aristoteles seinen Ursprung nicht mehr angeben konnte. Er glaubte den ersten Grund dazu in der religiösen Verehrung des Kopfes, als des vornehmsten Theiles des menschlichen Körpers, zu finden, wo sich zuletzt die Ehrfurcht bis auf eine der Hauptwirkungen des Gehirns, auf das Niesen, ausgelehnt habe.

Die Sage berichtet hierüber anders. Darnach heißt es: Prometheus fing, als er den ersten Menschen schuf, einige Sonnenstrahlen in einer gläsernen Flasche und hielt sie dem noch leblosen Gebilde unter die Nase. Die Strahlen drangen sogleich durch alle Poren des Gehirns, verbreiteten sich durch alle Nerven und Adern des Körpers, und das erste Lebenszeichen des neuen Menschen war, daß er nieste. Woller Freude aber den guten Erfolg rief ihm Prometheus seinen Glückwunsch zu, und dies machte auf den ersten Menschen einen so lebhaften und tiefen Eindruck, daß zum Gedächtniß dieser freudigen Begebenheit sich die Gewohnheit, beim Niesen Glück zu wünschen, auf alle seine Nachkommen fortpflanzte.

Die Rabbinen haben noch eine andere Uebersetzung. Nach dieser gab Gott gleich nach der Schöpfung das allgemeine Gesetz, daß der Mensch nur einmal in seinem Leben niesen, und in demselben Augenblicke ohne weitere Krankheit des Todes sein sollte. Es blieb dies auch die einzige bekannte Todesart bis auf Jakobs Zeiten. Allein dieser fromme Patriarch, der nicht so schnell und unvorbereitet die Welt zu verlassen wünschte, demüthigte sich vor Gott und bat, ihn mit jener Todesart zu verschonen. Gott erbörte sein Gebet, er nieste und starb nicht. — Nothwendig mußte eine solche Abweichung von dem zeitberigen Gesetz eine allgemeine Verwunderung hervorbringen, und nichts war also natürlicher, als daß man in Zukunft, so oft Jemand nieste, ihm zurief: „Wohl bekomme es!“ Das gebräuchliche Kompliment der alten Griechen war: „Lebe!“ oder „Jupiter hilf!“ bei den Römern war es: „Salve!“ Sie beobachteten es nicht bloß gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst, wenn sie allein waren. In einem Epigramm heißt es von einem gewissen Proclus, daß derselbe eine ungeheuer große Nase gehabt habe. Ihre Spitze hätte so fern von seinen

Ohren gelegen, daß er nicht einmal gehört habe, wenn sie nieste, um das „Jupiter hilf!“ zu sich sagen zu können.

Die Quäker sind die einzigen unter allen bekannten Bewohnern der Erde, welche diese Gewohnheit nicht befolgen. Sonst findet man diese Höflichkeitsbezeugung in allen Welttheilen, im äußersten Asien, wie in Amerika. Wenn der König von Monomotapa niest, wird solches sogleich in der ganzen Stadt durch gewisse Zeichen, oder Gebetsformeln, die laut vorgelesen werden, bekannt gemacht und überall erschallen die feindlichen Anrufungen der Einwohner. — Wenn dagegen der Kapitän von Guachaja nieste, sagt der Geschichtsschreiber der spanischen Eroberung von Florida, neigten sich die Indianer vor ihm, streckten ihre Hände aus und baten die Sonne, ihren Füßlein zu beschützen, ihn zu erleuchten und jederzeit mit ihm zu sein.

Bald mißtrauten sich Aberglaube und Vorurtheil über das Niesen mit ein und man schrieb ihm gewisse Leistungen und Ahnungen zu. Wer z. B. des Morgens beim Aufstehen nieste, mußte sich den Tag über wohl in Acht nehmen. In den Stunden von Mittag bis Mitternacht war es gut und Glück verkündend, in den übrigen aber zu niesen, Unglück prophezeitend. Noch jetzt ist es allgemein gäng und gebe: eine Sache befehlen, heißt so viel, als ihre Wahrheit bekräftigen.

Einer Dame zu sagen, „daß die Liebesgötter bei ihrer Geburt geriest hätten“, war eine feine Schmeichelei bei den griechischen und römischen Dichtern. — Als Penelope ihren bringenden Freiern den Korb gab, und die Götter um Ulysses baldige Rückkehr bat, nieste Telemach so heftig, daß das ganze Gemach davon erschüttert wurde, und Penelope und ihre Diener die Erfüllung ihrer Wünsche nicht mehr fern glaubten.

Bei einer Anrede, die Xenophon an seine Armee hielt, nieste ein Soldat in dem Augenblicke, als er sie zur Fassung eines gefährlichen Entschlusses aufforderte. Das ganze Heer hielt dies für ein von den Göttern gegebenes Zeichen, und Xenophon brachte Dankopfer.

Noch jetzt pflegt der gemeine Mann „eine Sache befehlen“ für eine gute Vorbedeutung zu halten.

In unserer nüchternen Zeit gilt es freilich nicht mehr als eine feine Sitte, den Niesenden zu beglückwünschen. Wenn man jedoch bedenkt, daß das Niesen meistens ein Zeichen kräftiger Gesundheit ist, und daß dasselbe sogar in mancher schweren Krankheit als eine glückliche Krisis angesehen wird, so sollte man nicht so leicht jene uralte Sitte bei Seite werfen, wie es bereits geschehen ist.

[2643]

Garten-Arbeiten.

Dezember.

Der Dezember ist die Zeit der Ruhe für die fleißigen Gärtnerinnen; die Schneebedeckten Beete, die gefrorne Erde gestatten keine Beschäftigungen draußen, oder doch nur solche, die weniger von den Händen der Damen, als von denen des Gärtners verrichtet werden können. Dazu gehört das Umarbeiten der Erdbäufen, welche im Frühjahr wieder gute Erde zum Auffüllen mancher Beete und zu den Topfgewächsen liefern sollen. Alle Abfälle des Gartens und des Hauses werden zusammengepflückt, nöthigenfalls mit etwas Erde vermischt zu einem Haufen gebildet, welcher durch den Einfluß der Witterung, durch das Faulen der vegetabilischen Bestandtheile sich nach und nach in ein für Blumen sehr zuträgliches Compostdünger verwandelt; bei Anlegung solcher Erdbäufen muß man jedoch vermeiden, Unkraut mit reifem Samen darunter zu mischen, weil dadurch die Blumenerde sogleich diese üble Zugabe erhalten würde. Im Verlauf des Jahres werden die Erdbäufen zwei oder dreimal durchgearbeitet, um diese Erde dann, wie oben bemerkt, zum Auffüllen der Blumenbeete und zum Umsetzen der Topfblumen zu verwenden.

Pflanz- und Aprikosenbäume, welche ganz zu verbinden unmöglich ist, werden zum Schutz gegen den Frost mit Tannen- zweigen dicht behangen. Den Obstbäumen überhaupt kann in sofern einige Sorgfalt gewidmet werden, als man die schwachen Zweige derselben verschneidet, die Rinde von Moos und Raupennestern befreit, und wo es nöthig sein sollte, die Bäume unten am Stamme rundum mit einer Lage von Dünger verzieht, namentlich auch die im Herbst gepflanzten jungen Bäume.

Natürlicher Weise lassen die hier genannten Arbeiten sich nur bei sogenanntem milden Wetter vornehmen, wenn die Erde frostfrei und die Bäume nicht schneebedeckt sind; doch giebt es außer diesen auch noch andere Beschäftigungen, welche in Bezug zum Garten stehen und im Hause verrichtet werden können. Dahin gehört das Nachsehen und Rufen der Gemüthsvortheile, das Ordnen der Samereien, das Schreiben der Etiketten für Topf- und andre Blumen, namentlich für Hyazinthen, deren einige jetzt schon zum Treiben ins Zimmer gebracht werden.

Die Bäume und Sträucher im Garten draußen strecken ihre kahlen Aeste in die Luft, der edelste Blüthenbusch und der geringste Baum tragen jetzt ein Gewand, d. h. sie gleichen sich in trauriger Nacktheit, wenn nicht eine neblige Winternacht ihnen beim Abschied das flimmernde Kleid von Reif mildig überwirft. Nur die Tanne steht in unvergänglich grüner Pracht; sie ist der gefeierte Baum des Decembers, aus dessen Familie die Schaar der Christbäume gewählet wird, welche, mit Lichtern und tausend Herrlichkeiten geschmückt, in die Wohnungen der Menschen wandern, und glückliche Eltern und selige Kinder um sich versammelt sehen.

Es mag wohl gut sein, daß im Dezember der Garten unsern Leserinnen wenig zu schaffen macht, wo sollte die Zeit herkommen, für die vielen, vielen Blumen da draußen zu sorgen? Es giebt ja vollauf zu thun, um am Hausaltar zu dieser geeigneten Zeit die Blume der Weihnachtstheure zu pflanzen, deren wunderbare Pracht um so leuchtender sich entfaltet, je todt die Natur draußen. Eine duftende Blume, ein fruchtbeladener Baum ist schön, und wer empfände nicht Freude bei ihrem Anblick, doch um den Weihnachtbaum schreibt ein eigenthümlicher Duft, ein unennbarer Zauber, nicht für Kinder allein, sondern auch für uns große Leute, welche für die Kleinen den Wunderbusch schmücken, oder sie jauchzend ihm umhüpfen sehen. Es ist die Erinnerung, die fast unbewußt im Glanz und Duft des Christbaums uns umleuchtet und uns einen Blick zurück thun läßt in das verlassene Eden der eigenen Kindheit.

Ja, schmückt im Dezember den Weihnachtbaum; es giebt keine lohnendere Arbeit!

[2645]

Original-Musik des Bazar.

Abendläuten.

Op. 111.

C. Wernh.

Andante con espress.



Seit manchem Jahrzehend schon nehmen die Bücher unter den Festgeschenken einen so hohen Rang ein, daß es wahrlich eine Vernachlässigung der unverzeihlichsten Art wäre, wollten wir zu dieser Zeit, in diesen Blättern, welche sich die Bereicherung des Weihnachtsfestes jetzt zur besondern Aufgabe stellen, der Bücher nicht erwähnen. Was die Tafel, welche den Christbaum trägt, noch so reichlich mit schönen und nützlichen Gaben bedeckt sein, ein Buch giebt den Spendern gewissermaßen erst die geistige Weihe.

Freilich nur dann, wenn das Buch ein gutes ist, welches die Ehre, den Weihnachtstisch zu schmücken, wirklich verdient; aber es ist sehr schwer, unter der Masse von Schriften, namentlich belletristischen Inhalts, welche den Büchermarkt zur Weihnachtszeit überfluthen, das wahrhaft Gute herauszufinden.

Aus diesem Grunde wird es sicher Vielen erwünscht sein, wenn sie bei der Wahl literarischer Festgeschenke für Kinder, sowie für Erwachsene auf gediegene Werke aufmerksam gemacht werden, welche ihren Zweck zu erfüllen und zu nützen, zu erfüllen im Stande sind.

Es ist Weihnacht und darum mögen die Kinder den Vorrang haben! Im Verlag von Friedrich Brandstetter in Leipzig erschienen folgende für die reifere Jugend bestimmte Werke, die, als in angenehmster Weise belehrend empfohlen werden können.

Geographische Charakterbilder in abgerundeten Gemälden aus der Länder- und Völkerkunde — Musterdarstellungen der deutschen und ausländischen Literatur — bearbeitet von A. W. Grube. 2 Theile, in elegantem Umschlag gebunden 2 1/2 Thaler. Sechste Auflage.

Wenn der uns zugewandene Raum es gestattet, würde die Ausführung des reichen Inhalts allein schon genügen, den Werth des Buches erkennen zu lassen, welcher indes auch durch den Umstand, daß das Werk bereits in 6. Auflage erschien, bewiesen wird.

Da es nicht unsere Absicht ist, eine Kritik dieses Werkes, noch der genannten Schriften zu liefern, so bitten wir hiermit nochmals, die bloße Anführung der Bücher als ehrende Anerkennung und lobende Urtheil von unserer Seite zu betrachten, und daraus zu schließen, daß die hier genannten Werke des Ankaufs werth sind.

Wir fahen also in Erinnerung der einzelnen Bücher fort.

Taschenbuch der Reisen. Ein Almanach für die Jugend und ihre Lehrer, wie für Freunde der Geographie und Naturkunde überhaupt. Bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. Erster Jahrgang mit 3 Abbildungen in Farbendruck, 3 Lithographien und 2 Karten. Elegante gebundene 1 Thlr. 10 Sgr. In entsprechender, gediegener Form ertheilt dieses Buch Belehrung über das Wissenwürdigste aus der Länder- und Völkerkunde, gleichsam eine Fortsetzung bildend zu dem erstgenannten Werke, den „geographischen Charakterbildern.“

Von demselben Verfasser erschien:

Charakterbilder deutschen Landes und Lebens für Schule und Haus. Zweite Auflage. Gebunden 1 1/2 Thlr. Ein pädagogisch-praktisches

Werk, welches durch Glätte der Darstellung nicht nur für die Jugend sondern auch für den gereiften Verstand jedes denkenden erwachsenen Menschen eine angenehme und belehrende Lectüre wird.

Deutsche Geschichten in deutschen Gedichten. Ein nationales Lesebuch für die Jugend des deutschen Volkes, herausgegeben von Grube, Gebunden 3/4 Thlr.

Die schönsten Sagen und Dichtungen der Inder. Ein Lesebuch für die Jugend, verfaßt von A. W. Grube. Der im Allgemeinen nicht großen Zahl der Freunde der Sanskrit-Literatur wird dieses Werkchen eine angenehme Gabe sein. (Zweite Ausgabe. Gebunden 24 Sgr.)

Charakterbilder aus der Geschichte und Sage für einen präventiven Geschichtsunterricht gesammelt, bearbeitet und gruppiert von A. W. Grube. Vierte Auflage, gebunden 1 Thlr. 3 Sgr.

Biographische Miniaturbilder zur bildenden Lectüre für Jung und Alt, verfaßt von Grube. Diese Miniaturbilder enthalten in Biographien bedeutender Menschen einen hohen Schatz von Lebensweisheit.

Gemälde norddeutscher Freiheits- und Heldenkämpfe. Zur Kenntniß deutschen Lebens und zur Beförderung vaterländischen Sinnes in Jung und Alt, von Dr. J. G. Kröger. 3 Bände, elegant cartonnirt 4 Thlr. 24 Sgr. Der erste Theil: — von der Urzeit bis zur Reformation. Der zweite Theil: von der Reformation bis zum Tode Friedrichs des Großen. Der dritte Theil: Vom Tode Friedrichs des Großen bis auf unsere Tage.

Bilder aus dem Thierreich für Schule und Haus, gesammelt und herausgegeben von Hermann Meier, elegant cartonnirt 1 Thlr. 7 1/2 Sgr.

Eine vorzügliche Sammlung lebensvoller Schilderungen aus der Thierwelt aus der Feder der besten deutschen Autoren, welche heranwachsenden Knaben und Mädchen belehrende Unterhaltung gewähren wird.

Lebensfrühling. Gedichte für die Jugend von Karl Ernst in zweite Auflage, gebunden 24 Sgr. Der Dichter hat in diesen Liedern gezeigt, daß er das poetische Bedürfnis des Kindergemüths versteht, indem er fast läppischer Heimerlein und moralischer Sentenzen ihnen frohliche und fromme Erlebnisse giebt.

Unter den Festgeschenken für Damen heben wir hervor:

Friedrich von Seyden's reizende Dichtung: **das Wort der Frau**, welche bereits in sechster Auflage erschienen. Es ist eine Perle von anerkanntem Werth, und wird jeder Frau von Herz und Gemüth eine liebe Gabe sein. (Eleg. in Goldschnitt geb. mit Titelfupfer und Portrait des Dichters 1 Thlr. 15 Sgr.)

Das Mutterherz in der deutschen Dichtung. Eine Festgabe für Mütter von Ernst Fischer. Miniatur-Ausgabe in Goldschnitt geb. mit Titelfupfer von 2 Nichte. Preis 1 Thaler.

Chr. Defer's Weltgeschichte für das weibliche Geschlecht. Vierte Auflage. Neu bearbeitet unter Leitung und Mitwirkung von Prof. Dr. Weber in Heidelberg. Dieses Geschichtswerk, welches durch Dr. Webers Mitwirkung ein ganz zeitgemäßes geworden, ist besonders deshalb zu empfehlen, weil es die poetische Seite der Weltgeschichte besonders hervorhebt, und in der Culturgeschichte des Menschengeschlechts die Wahrheit der Behauptung entwickelt, daß christliche Summa nitä die Blüthe, das Ziel aller menschlichen Bildung sei.

Chr. Defer's Briefe an eine Jungfrau über die Hauptgegenstände der Aesthetik. Ein Weisheitsbuch für Frauen und Jungfrauen, denen es mit ihrer ästhetischen Bildung Ernst ist. Fünfte verbesserte und vermehrte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von A. W. Grube. Mit 6 Stahlstichen und 4 Holzstichen. Elegante broschirt 2 Thaler 22 1/2 Sgr.

Die Nothwendigkeit einer fünften Auflage dieses im höchsten Sinn gediegenen Buches läßt erkennen, wie neben der Masse gehaltenen Werke, welche nur für augenblickliche Unterhaltung geschrieben sind, auch das wahrhaft Gute in der deutschen Frauenwelt Eingang findet.

Defer's Briefe etc. sind nicht nur ein gutes Buch im gewöhnlichen Sinn, sondern sie gehören zu den besten Werken, welche als Geist und Geschmack jedes bildenden Frauen und Mädchen zu empfehlen sind.

Für jedes Geschlecht und Alter passend sind:

Naturstudien. Skizzen aus der Pflanzen- und Thierwelt von Dr. Hermann Masius. Dritte Auflage. Mit Illustrationen. Elegante gebunden 2 Thaler 24 Sgr.

Der Verfasser ist als Meister in der Kunst, der Natur ihr geheimstes Walten abzulösen, und in lieblicher Form den Lesern mitzutheilen, so allgemein bekannt, daß jedes Lob überflüssig ist.

Auf gleichem Terrain bewegt sich Friedrich Körner in seinem Werke:

Der Mensch und die Natur. Skizzen aus dem Cultur- und Naturleben — elegant gebunden 1 Thaler 12 Sgr. Man muß bekennen, daß es dem Verfasser gelungen ist, die Freude an der Natur, die Begeisterung für sie mit so beredten Worten auszusprechen, daß er die Leser zu gleichen Empfindungen hinreißt. Die tiefe Frömmigkeit des Werkes schließt die ausgelassene Lustigkeit feinesweges aus und bietet daher nicht nur dem Gemüth, sondern auch dem Geist befriedigende Unterhaltung.

Beide letztgenannte Werke sind trotz der Nechlichkeit ihres Stoffes

doch so verschieden in den Gegenständen ihrer Beschreibung, daß sie einander eher ergänzen als eines das andere überflüssig machen.

Schließlich wollen wir noch, und zwar heute nur vorläufig auf ein soeben erschienenenes Werk aufmerksam machen, welches sich als Geschenk für das Alter von 10—18 Jahren ganz vorzüglich empfiehlt. Es ist das **Weichenbach's Lehrbuch der Naturwissenschaften** mit besonderer Berücksichtigung der weiblichen Jugend. — Es ist uns eine angenehme Pflicht, über dies Buch ausführlicher zu sprechen — und dies soll in der nächsten Nummer geschehen. [2651]

Miß Julia Pastrana

ist der Name des seltsamsten menschlichen Wesens, welches jemals existirte, denn daß Julia Pastrana ein „menschliches“ Wesen, unterliegt keinem Zweifel, obgleich scrupulöse Forscher sie einer noch unbekanntem Gattung von Geschöpfen zurechnen möchten.

Mit Ausnahme des Kopfes, ist sie ein vollkommen ausgebildetes Weib, eher klein als groß, von etwas corpulenter, doch sonst wohlgebildeter Gestalt. Ihre Arme sind etwas zu kurz, Füße und Hände klein und zierlich. Die Arme sind bicht mit schwarzem, langem, seidenweichem Haar bedeckt, ebenso das erste Glied der Finger und ein Theil des Handrückens.

Das Eigenthümlichste jedoch, was Miß Julia Pastrana zu einer Anormität des Menschengeschlechts macht, ist ihr Gesicht; dieses ist durchgängig mehr oder weniger mit schwarzen, glatten, feinen Haaren bedeckt, welche an Rinn und Wangen sich zu einem vollkommenen Bart verbinden. Die Gesichtsbildung gleicht der des Negers, ist jedoch durch das größere Vortreten der Rinnladen noch schärfer. Der Mund wird durch die nach auswärts gespannten Lippen und die lange, dicke Zunge unangenehm, doch ihre schwarzen, tiefliegenden Augen haben einen angenehmen, mitunter etwas traurigen Ausdruck. Ihre Stirn ist niedrig, zurückweichend, und ebenfalls, wie der ganze Körper, mit Haaren bedeckt, die Augenbrauen zusammengewachsen und so buschig, daß es scheint, als trage Miß Julia ein Haarband über die Stirn. Die Nase ist ganz platt, mit breiten, sehr beweglichen Nasenflügeln, die Farbe ihrer übrigen sehr weichen Haut kupferroth.

Die sonderbarsten Gerüchte, Vermuthungen und Voraussetzungen sind über dieses Wesen in Umlauf, welches gegenwärtig im Kroll'schen Lokale der Neugierde und Wißbegierde des Publikums zur Ansicht ausgestellt ist. So übel der Eindruck auch ist, den jede derartige Schaustellung einer Naturcuriosität, oder gar einer natürlichen Mißbildung auf das ästhetische Gefühl ausübt, so ist Miß Julia Pastrana doch jedenfalls als Naturmerkwürdigkeit wichtig genug, um die Abneigung vor solchen Schaustellungen zu überwinden. Niemandem kann und wird es einfallen, von Miß Julia Pastrana Geistesbildung zu fordern, oder seine Erziehung vorauszusetzen. Sie ist, wie gesagt, eine Naturmerkwürdigkeit, lange nicht so fürchtbar anzusehen als Manche behaupten wollen, und ist nebenbei ein Mädchen von Verstand, Wiß und nicht ohne Fähigkeiten. Lesen und Schreiben kann sie nicht, spricht jedoch spanisch und englisch, singt englische und spanische Balladen nicht ohne Ausdruck, und tanzt gern und gut, auf welche Eigenschaften ihr Auftreten in der Gelegenheitsposse „der curirte Meier“ basiert ist.

Sie ist jetzt 23 Jahre alt. Ihre Mutter, eine Indianerin aus Mexico, starb in spanischer Gefangenschaft, als Julia 2 Jahre alt war.

Der Mann, unter dessen Obhut die junge Mexicanerin

